[Brakebusch, Joh. Gg. Lor.]

Elisa,

Kein Weib, wie es seyn sollte.

Bibliothek der Phil... Passau

Ein höchstnöthiges Wort
zur
richtigen Schätzung der Schrift:
Elisa,
oder
das Weib, wie es seyn sollte.

Hildesheim,
bei Johann Daniel Gerstenberg.
1800.

Staatliche
Bibliothek
Passau

La grande erreur de ceux, qui étudient, est de se fier trop à leurs livres, et de ne pas tirer assez de leur fond, sans songer, que de tous les Sophistes notre propre raison est presque toujours celui, qui nous abuse le moins. Sitôt qu'on veut rentrer en soi-même, chacun sent ce qui est bien, chacun discerne ce qui est beau; nous n'avons pas besoin, qu' on nous apprenne à connoitre ni l'un ni l'autre, et l'on ne s'en impose là-dessus qu' autant qu' on s'en veut imposer.

ROUSSEAU.

So ungünstig auch das Schicksal eines Schriftstellers seyn mag, der sich an Leser wendet, welche schon zum Voraus gegen ihn eingenommen sind; so ruhig kann er doch auf den Erfolg seiner Arbeit hinsehen, wenn er sich bewußt ist, nichts anders beabsichtigt zu haben, als Bekämpfung des

Irrthums und Ausbreitung der Wahrheit. Sollte es ihm auch nicht gelingen, viele von der Gegenparthei auf seine Seite zu ziehen, so wird er doch selbst diesen dadurch nützlich werden, daß er sie veranlaßt, noch einmal über die streitigen Punkte nachzudenken; und dann ist seine Arbeit schon nicht vergeblich gewesen.

In dieser Ueberzeugung wage ich es getrost, der Lesewelt meine Bemerkungen über ein Buch mitzutheilen, welches seit einigen Jahren ein nicht sehr gewöhnliches Glück gemacht hat.

Elisa, oder das Weib wie es seyn sollte, hat schon die vierte Auflage erlebt. Es ist ins Französische übersetzt, und so eben wird auch eine englische Uebersetzung davon angekündigt. Es ist in den gelehrten Blättern nicht ungünstig beurtheilt; es geht in allen Lesezirkeln umher; geistvolle und kluge Weiber in allen Ständen haben sich daran erbauet, und vertheidigen es mit Vorliebe: ja, was das bedenklichste ist, man spricht davon, es in weiblichen Erziehungsanstalten als Lesebuch einzuführen. Und dieses Buch enthält doch, nach meiner unbefangendsten Ueberzeu-

zeugung und nach wiederhohlter und gewissenhafter Prüfung, Grundsätze, die ich ganz und gar mißbilligen muß; Begriffe über Rechte und Pflichten der Weiber, die ich für falsch erkläre, und überhaupt eine Sittenlehre, die ich in einem hohen Grade verwerflich finde. Ich kann den Gedanken nicht tragen, daß Frauen und Mädchen sich diese Elisa zum Muster nehmen, und ich erschrecke, wenn ich mir vorstelle, daß die verschrobene Denkungsart, die schädlichen Grundsätze und die abentheuerliche, obgleich hin und wieder blendende, Handelsweise dieser Heldin sich unter den teutschen Mädchen und Frauen weiter ausbreiten könnte. Was ist nun dabei zu thun?

Ich theile meine Gedanken andern erfahrnen und denkenden Männern mit, und siehe, sie sind meiner Meinung. Ich spreche darüber mit vernünftigen Frauen, die sich durch das Gerassel von Elisens Heldenthaten hatten betäuben lassen, und es gelingt mir, sie zu überzeugen, daß hier nicht reine Tugend, sondern blendendes Flitterwerk zum Grunde liege. Ich bin fest überzeugt, daß alle aufge-

klärte Moralisten ohne Ausnahme Elisens Grundsätze und die Triebfeder ihrer Handlungen mißbilligen werden, und doch höre ich nicht, daß irgend Einer sich die Mühe nimmt, dies öffentlich zu erklären. Kann ich mich also der Pflicht entziehen laut zu reden? Nein, ich kann es nicht. Ich sehe Gefahr, und sehe doch keine Anstalten sie abzuwenden. Ich würde es nicht verantworten können, wenn ich still schweigen und die Sache ihren Gang gehen lassen wollte.

Wie gesagt, ich weiß, was ich zu fürchten habe, besonders von Seiten der Leserinnen. Einige werden sich der Verfasserin von Elisa schon aus einer gewissen Partheilichkeit für ihr Geschlecht gegen mich annehmen. Andere werden vielleicht schwer daran gehen etwas aufzugeben, was sie nach Art ihres Geschlechts mit Eifer und Vorliebe gebilliget haben. Und noch andere werden auch selbst nach der deutlichsten Einsicht von der Verwerflichkeit jener Handlungsweise nur sträubend ihr Herz von der Theilnahme losreißen, welche ihnen Elisens Schicksale eingeflößt haben. Elisa leidet, und zwar dem Anscheine nach um

der

der Tugend willen. Sie trägt ihr Unglück mit ruhiger Ergebung, und zeigt mitunter wahren Heldenmuth. Das Wahre, Vernünftige und Gute ist bei ihr so innig mit Täuschung, Schwachheit und Verblendung vermischt, daß in der That ein geübtes Auge dazu gehört, beides von einander zu trennen. Sie muß interessiren, und es wird den gewöhnlichen Leserinnen nicht leicht werden genau zu bestimmen, wodurch sie eigentlich interessirt. Die Verwechselung des Achtungswürdigen mit dem Abentheuerlichen wird leicht, wird unvermeidlich seyn. Immer wird es ihnen schwer ankommen, Dies und Jenes an einer Person verwerflich zu finden, an welcher doch Manches unläugbar gut ist. Und was kann ich mir versprechen, da ich nichts auf meiner Seite habe, als die kalte Vernunft und den reinen Willen, da hingegen für Elisen das warme Herz und die rasche Einbildungskraft laut genug sprechen werden. Ich kann daher nur auf den Beifall der wenigen rechnen, die es über sich erhalten können, was wahr, recht und gut ist, nach deutlichen Gründen und nicht nach dunkeln Empfindungen, nach den ewi-

gen Gesetzen der Vernunft und nicht nach den flüchtigen Regungen der Einbildungskraft beurtheilen zu wollen.

Eine Bemerkung kann ich nicht unterdrücken eh' ich weiter gehe, weil sie der Denkungsart unsers Zeitalters zur Ehre gereicht. Die Folge wird lehren, daß mein Tadel des Betragens der Elisa vorzüglich darauf hingeht, daß sie, über der Begierde glücklich zu machen, ihre Menschenwürde vergißt. Ihr Gatte ist es besonders, für dessen Vergnügen und Genuß sie alles aufopfert, was sie nach meiner Ueberzeugung nicht aufopfern sollte. Ja ich beschuldige sie, daß das ganze Resultat ihres Lebens und Wandels darauf hinausläuft, die Weiber zu lehren, sich als willenlose Geschöpfe anzusehen, die bestimmt sind, das Vergnügen der Männer mit Aufopferung ihrer selbst aus allen Kräften zu befördern, und das nicht aus Liebe, sondern aus Pflicht. Eine solche Lehre, sollte man denken, müßten alle Weiber mit Abscheu verwerfen, und müßten es einer Person ihres eigenen Geschlechts sehr wenig Dank wissen, daß sie damit hervorträte, zu einer Zeit, wo der

herrsch-

herrschsüchtige Wahn der Männer noch eben nicht überall der Gerechtigkeit und Menschlichkeit in Behandlung der Weiber Platz gemacht hat. Aber siehe da, so ist es nicht; so habe ich es wenigstens in meinen Unterredungen mit Personen dieses Geschlechts nicht gefunden. Ein Buch, worin Leiden, Aufopfern, Tragen, Dulden auf jeder Seite gepredigt wird; in welchem jeder Widerstand gegen die Laune des selbstsüchtigen Herrn abgerathen, und das Nachgeben gegen den eigenmächtigen Willen des Mannes ohne Aussicht auf Belohnung in diesem und in jenem Leben zu einer bis jetzt noch unversuchten Höhe getrieben wird, gefällt, und wird von ihnen bewundert und gepriesen. So unnatürlich und tadelhaft das in einer Hinsicht seyn mag, so sehr gereicht es doch wieder in einer andern ihren Herzen zur Ehre. Es beweist eine große Erhabenheit über Eigennutz und sinnlichen Genuß; und wenn ich nicht irre, so war noch nie eine Zeit in der Welt, in welcher die Weiber auf einer höhern Stufe standen. Es zeigt diese Denkungsart auf etwas Reines und Unverdorbenes hin, was bei fortgesezter Kultur und bei

geläuterten Begriffen zu hohen Erwartungen für die ganze Menschheit berechtigt.

Auf der andern Seite sollte man nun glauben: die Männer als höchst eigennützige Geschöpfe würden nichts lieber hören, als die Lehre von unbedingter Unterwerfung unter den Willen des gebietenden Mannes; von grenzenloser Aufopferung für ihr Vergnügen, selbst ohne Liebe, aus bloßer Pflicht. Und siehe da, auch das habe ich durchgehends anders gefunden. Die Männer vergessen alle Vortheile, so bald die Menschenwürde des andern Geschlechts in Gefahr kommt; sie verdammen jede Lehre, die dahin führt, und entsagen großmüthig allen Freuden und Genüssen, wenn die Menschheit des Weibes darüber verlohren gehen sollte. Macht ihnen das keine Ehre? Ich denke wohl! von dieser Hochachtung gegen die menschliche Natur wußte man in der alten Welt wenig. Selbst in Griechenland und Rom waren die Weiber wenig mehr, als sie noch jezt in dem größten Theile der bewohnten Welt sind, nemlich: lebendige Werkzeuge der sinnlichen Lust des Mannes.

Doch

Doch sey es damit beschaffen, wie es wolle. Vor dem Richterstuhle der Vernunft findet kein Unterschied des Geschlechts statt. Mann und Weib, und Weib und Mann, beide sind Menschen und die Rechte der Menschheit müssen in beiden anerkannt, geehrt und geschützt werden. Weder Eigennutz noch Schwärmerei muß ungestraft es wagen dürfen, die Rechte des Einen zum Nachtheile des Andern kränken zu wollen. Jeder Mensch ist Zweck an sich selbst und für jeden andern. Er darf in keinem Falle zum bloßen Mittel für den sinnlichen Genuß des Andern herabgewürdigt werden. Jede Lehre, die darauf ausgeht, muß bekämpft werden, und das nur um so mehr, wenn sie sich gar unter die Larve der Tugend verstecken sollte, denn sie ist alsdenn nur um so gefährlicher.

Mit den Männern hat das so leicht nichts zu sagen. Ihre physische Obermacht, welche die Natur selbst zu verantworten hat, und ihre geistige Obermacht, welche ihnen unsere bürgerlichen Einrichtungen und die jetzige Stufe der Kultur zusichert, wird sie schon gegen eine enteh-

rende Sklaverei beschützen. Aber desto gefährlicher sieht es um die Weiber aus. Man sage nicht: „die Natur hat selbst dafür gesorgt, sie zu „vertheidigen, sie hat die Achtung ihres freien „Willens selbst zur Bedingung eines höhern Genusses der Männer gemacht.“ Das ist wohl in einzelnen Fällen wahr. Welcher Mann, der sich auf das Vergnügen versteht, möchte wohl das liebende Weib gegen die willenlose Sklavin umtauschen? Aber so weit sehen nicht alle Männer. Die Rechte der Weiber würden immer nur bittweise gelten, wenn sie blos von der Klugheit und Selbstliebe des männlichen Geschlechts abhängig gemacht werden sollten. Stehen sie nicht unter dem Schuze der Vernunft, als der höchsten Gewalt, unmittelbar, so können zwar einzelne Weiber hin und wieder zum Genuße der ihnen gebührenden Freiheit kommen; aber das Geschlecht wird immer unter dem Joche bleiben. Dies bestätigt auch die Erfahrung auf das vollkommenste. Warum werden die Weiber in dem größten Theile der Welt noch in diesem Augenblicke als eine Art von Halbmenschen behandelt? Doch wohl nur deswegen:

weil

weil die Religion und bürgerliche Gesetzgebung dieser Völker sie für nichts anders anerkennt.

Und trifft man nicht selbst in den gebildetsten Ländern von Europa noch hin und wieder auf Ueberreste der vormaligen Geringschätzung dieses Geschlechts? Die Theorie hat zwar überall entschieden, aber es wird wohl noch eine Zeitlang dauern, bis es der unpartheiischen Vernunft gelingt, ihre Aussprüche überall durchzusetzen, und die Weiber gegen den Unverstand und die Eigenliebe der Männer in Sicherheit zu stellen.

Was soll man aber nun dazu sagen, wenn selbst ein Weib auftritt und Grundsätze predigt, welche die heiligsten und unverlierbarsten Rechte dieses Geschlechts angreifen? wenn sie an ihrer Heldin die Wegwerfung ihrer Persönlichkeit nicht etwa blos als eine Schwäche entschuldigt, sondern als hochachtungswürdig und verdienstlich preiset, und sie eben deswegen für andere Mädchen und Weiber als Muster und glänzendes Vorbild aufstellt?

Dies zu meiner Entschuldigung, wenn ich die moralischen Grundsätze der Elisa und ihre

Hand-

Handlungsweise einer unpartheiischen Kritik unterwerfe. Ich will die merkwürdigsten Begebenheiten ihres Lebens nach der Reihe durchgehen; bei jeder die Gründe untersuchen, warum sie so gehandelt hat, und warum sie, nach meiner Ueberzeugung, anders hätte handeln sollen. Am Ende will ich den höchsten Grundsatz ihrer Sittenlehre in eine bestimmte Formel zu fassen suchen, und zeigen, wie aus demselben, als einer unlautern Quelle, keine reine Tugend, sondern nur so ein Mitteldding zwischen Sittlichkeit und Eigennutz entstehen konnte. Dies kann nicht geschehen, ohne der Hauptpunkte der ächtmoralischen Denkungsart selber zu gedenken. Ich werde also auch über sie und über ihr höchstes Princip das Nöthige zum Verstehen meiner ganzen Beurtheilung beifügen, und mit der Schilderung des rein-sittlichen Menschen meine Arbeit beschließen.

Ich schreibe vorzüglich für die Leser der Elisa; aber es fällt in die Augen, daß diese Untersuchung niemanden gleichgültig seyn kann, der über die Gründe seines Verhaltens in der Welt nachzudenken sich bewogen findet. Jeder, der mit seinen

Grundsätzen darüber bereits aufs Reine gekommen ist, wird freilich wohl nichts Neues finden. Wer aber das noch nicht ist sondern zwischen mehrern Denkungsarten noch hin und her schwankt, wie das in diesem Augenblicke von einem großen Theile der Lesewelt wohl mit Grunde vorausgesezt werden kann, dem darf ich versprechen, daß er hier manches finden werde, was ihm bei seiner künftigen Entscheidung für irgend ein System zu statten kommen wird. Ich beziehe mich immer auf Elisa; aber ich werde doch sorgen, daß auch jeder und jede, ohne das Buch selbst gelesen zu haben, alles verstehen und ohne Unterbrechung fortlesen kann.

Meine Kritik trifft nur die moralische Seite jenes Romans. So viel ich auch gegen die ästhetische Seite desselben zu erinnern hätte: so verstattet es doch meine gegenwärtige Absicht nicht, mich darauf einzulassen.

Uebrigens hoffe ich, die mir völlig unbekannte Verfasserin jenes Buchs und alle ihre Theilnehmer durch die Art und Weise meiner Prüfung zu überzeugen, daß nichts als Ueberzeugung und Wahrheitsliebe mir die Feder in die Hand gegeben habe. Jede persönliche Beziehung ist hier un-

unmöglich, denn, wie gesagt, ich weiß nicht, wer die Verfasserin von Elisa ist, und habe darüber auch nicht einmal die leiseste Vermuthung. Aus ein Paar Provinzialwörtern schließe ich sogar, daß wir beide in ganz verschiedenen und von einander weit entfernten Theilen des deutschen Reichs leben. Ich bin mir bewußt, sie mit Gerechtigkeit und Unpartheilichkeit behandelt zu haben, und halte dies für kein Verdienst, sondern für bloße Schuldigkeit. Ich tadle freilich vieles an Elisen; aber ich läugne deswegen doch nicht, daß sie vieles Gute und Schöne sagt und thut. Ich finde sogar in ihrem Charakter, bei aller Schwärmerei, etwas Liebenswürdiges, und selbst in ihren meisten Verirrungen etwas Achtungswürdiges im Hintergrunde. Nie würde ich zwar ein Weib wie Elisa zur Gefährtin meines Lebens wählen; nie kann ich wünschen, daß Weiber und Mädchen sich ihre Handlungsweise zum Muster nehmen, und nie darf ich dazu rathen, daß den Unerfahrnen dieses Geschlechts das Buch in die Hände gegeben werde. Aber ich lasse der guten Absicht der Verfasserin, die sie in der Vorrede äußert, gern Ge-

rech-

rechtigkeit wiederfahren, und verkenne auch nicht ihr wirklich nicht gemeines Talent in der Darstellung. Ja, ich bin fest überzeugt, wenn sie Zeit und Veranlassung hätte, sich mit den neueren Aufklärungen in der Moralphilosophie bekannt zu machen; und wenn ihre Begriffe in Hinsicht des gesellschaftlichen Lebens und besonders der Denk- und Handelsart der Stände, aus welchen sie ihre Charaktere genommen hat, durch Erfahrung mehr geläutert und berichtigt wären; so würden wir von ihrer Geschicklichkeit Schriften für die Veredlung ihres Geschlechts zu erwarten haben, denen der Beifall aller Aufgeklärten und Sachkundigen nicht entstehen könnte. — Jezt zur Sache!

Elisa ist die Tochter eines rechtschaffenen Edelmanns, der vielen Fleiß auf ihre Erziehung verwandt hat, aber durch den Tod zu früh von ihr gerissen wird. In den lezten Stunden seines Lebens gibt er ihr noch die Lehre: „handle immer „wie du handeln mußt; sey stets da, wo das „Schicksal dich berief, dann wird Stärke des

Gei-

„Geistes dich nie verlassen und der Schimmer „des Glücks dich nie verführen. Liebe die Men„schen; ertrage sie; verzeihe ihnen Beleidigun„gen; wirke stets Gutes, so viel du kannst, und du „wirst nie das Unglück kennen." Das ist denn freilich sehr unbestimmt, zweideutig und unzusammenhängend. Es giebt aber einigen Aufschluß über dasjenige, worauf es bei der ganzen Handelsart der Elisa angesehen ist; deswegen muß ich die Leser auf die unterstrichenen Worte aufmerksam machen. Sie werden in der Folge sehen, wohin besonders der lezte Saz führt. Auf Elisen macht dies nun so viel Eindruck, daß sie sich selbst von Neuem feierlich gelobt, der Tugend ewigen Gehorsam zu weihen.

Sie ist jezt dreizehn Jahre alt, und lebt von jezt an mit einer ziemlich hartherzigen und stolzen Mutter, mit einer eiteln und gefühllosen Schwester, und, zum Trost gegen beide, mit einer liebenswürdigen Freundin ihres Alters auf dem Lande. Aus den Unterhaltungen dieser beiden Freundinnen lernen wir Elise als ein sanftes, gefühlvolles, gutmüthiges Mädchen kennen, die sich un-

unablässig bemüht, ihren Verstand aufzuklären, und ihr Herz zu veredlen. Sie steht zwar augenscheinlich schon jetzt unter dem Einflusse einer überfliegenden Einbildungskraft; aber doch werden wir durch ihre Aeußerungen keinesweges auf die Rolle vorbereitet, die sie gleich in den ersten merkwürdigen Auftritten ihres Lebens vor unsern Augen spielt. Sie macht in der Nachbarschaft ihres Guthes Bekanntschaft mit dem Sohne einer bejahrten Freundin, einem jungen würdigen Manne, der in Berlin angestellt ist, und nur auf einige Zeit seine Mutter besucht. Er wird uns gleich als ein gesetzter Mann vorgeführt; allein es stimmt damit eben so wenig sein rasches Zugreifen zusammen, als Elisens zudringliches Entgegenkommen mit wahrer unverbildeter Weiblichkeit zusammenstimmt. Beider Liebe entsteht eben so schnell, und macht auch eben so wenig Umstände, als es nur immer in der Romanenwelt zu geschehen pflegt. Man überlege Folgendes: Bei ihrer ersten Zusammenkunft entdeckt Elisa, daß Herrmann von Birkenstein schön ist, und thut und spricht gar Manches, woraus er merken

muß, wenn er nicht blind ist, daß ihr Herz Feuer gefangen hat. Dies ist nun schon ganz gegen die jungfräuliche Verschämtheit, welche wir nie an einem Mädchen vermissen wollen, die uns ernstlich gefallen soll. Es ist kein Vorurtheil; es ist weise Einrichtung der Natur; es ist deutlicher Fingerzeig auf die sittliche Bestimmung des Weibes, daß sich das unschuldige Mädchen nie den Eindruck gestehen darf, den ein schöner Mann auf sie gemacht hat, wenn dieser Mann ihr nicht schon deutlich zu verstehen gegeben hat: sie herrsche bereits in seinem Herzen. Das Mädchen fällt unausbleiblich in der Achtung des Mannes, welche den ersten Schritt thut. Seine Eitelkeit erhebt sich, sobald er merkt, er habe Eindruck auf sie gemacht, so lange sie ihm selbst noch gleichgültig war. Kommen nun solche Anspielungen zum Vorschein: „Herr v. Birkenstein, schmeicheln sie „mir nicht; aus ihrem Munde könnte das Lob mir „gefährlich werden; denn ich würde geneigt seyn, „es zu glauben;“ oder: „hier in Birkenstein „beflügelt Freude die Zeit;“ so muß nach der Regel das Mädchen unausbleiblich in den Augen des

Mannes verlieren; denn dies Treiben und Drängen erwartet er in keiner unschuldigen Seele. Aber nun weiter: Bei ihrer zweiten Zusammenkunft darf schon Herrmann seinen Arm um Elisen schlingen. Er hat unterdessen immer mehr in ihren Augen gewonnen; sie sieht und hört nichts als Gutes und Liebenswürdiges von ihm. Nach vierzehn Tagen kommt es auf einem einsamen Spatziergange zur Erklärung. „Dank dir, Schö„pfer — ruft Elisa aus — daß du mich ihn fin„den ließest, diesen Mann, der allein dieses se„*lige* Entzücken mich fühlen lassen konnte! — „Herrmann, Ihre Liebe macht mich glücklich!" Bei ihrer Nachhausekunft am Abend ruft sie ihrer Freundin entgegen: „Henriette, ich liebe," und drückt sie fest an ihren Busen; und in der Beschreibung ihres Glücks heißt es: „Als ich an dei„ner Seite saß, Herrmann; als deine feurigen „Blicke, deine stammelnden Lippen mich das se„ligste Gefühl kennen lehrten; als vor mir alle „Gegenstände schwanden; ich nur dich sah, nur „dein und meines Herzens Klopfen hörte; als „*dein* erster Feuerkuß meine Lippen berührte, dein

„erstes Geständniß das Blut in meinen Adern „stärker wallen ließ“ u. s. w. Spricht hier ein schüchternes, verschämtes, junges, wohlerzogenes Mädchen, welches sich nur mit Zittern und Erröthen den Verlust ihres Herzens gesteht, oder ist es der Ausdruck einer glühenden Einbildungskraft, die schon lange begierig umherblickte, und nun endlich froh ist, drängende Gefühle und lange genährte Bilder irgendwo anheften zu können?! — Ich verstehe entweder nichts von dem Zustande einer reinen und unverdorbenen Weiberseele, oder schon hier ist Elisa nicht, was sie seyn sollte.

Noch weniger ist sie das aber in einem Auftritte, der sich wenige Tage nachher auf einem Spatziergange im Walde begibt, und welchen ich überhaupt aus einem Buche wegwünschte, das jungen Mädchen in die Hände gegeben werden soll. „Die beiden Liebenden — heißt es — saßen im Schatten einer lieblichen Birke. Ein „kleiner Bach, der ohnweit aus einem Berge „floß, rauschte an ihrer Seite. Sein Murmeln, „die graue Dunkelheit des Waldes, des Tages „Schwü-

„Schwüle, Alles wiegte ihr Herz in jene dunkle „Empfindung des Verlangens, und der Wollust „Thränen rollten von ihren Wangen. Herrmann „sprach noch; aber seine Stimme zitterte, und „nur leise lispelte Elise: mein Herrmann! und „ließ ihren Kopf auf seine Schulter sinken. Das „Tuch, welches um ihren Hals sich schlang, ent- „faltete sich, und ließ Herrmann den schönen Bu- „sen erblicken, auf welchem sanft ihre braunen „Locken spielten, und welchen der Liebe Seufzer „bewegten. Feuriger drückte er sie an sein Herz, „und heißer wurden seine Küsse. Er wagt es, „und drückte seine brennenden Lippen auf ihren „Busen; aber nun erwacht Elise aus dem Tau- „mel der Wollust und Liebe; (es war auch hohe „Zeit!) eilig stand sie auf; Herrmann, sprach „sie, laß uns fliehen, die Tugend verläßt uns. „Dieser aber liegt zu ihren Füßen und bittet um „Verzeihung, daß er der Allgewalt der Schön- „heit nicht widerstehen kann.“

Ist das die Weise eines gesetzten edlen und tugendhaften Mannes, der vom Werthe des ge- liebten Gegenstandes durchdrungen ist, und —

wohl gemerkt — zum erstenmale in seinem Leben liebt? oder ist es die rohe ungezügelte Sinnlichkeit eines brausenden Jünglings, der sich im Taumel der erwachten Begierden verliert? oder gar der künstliche Angriffsplan eines erfahrnen Wollüstlings, der seiner Beherrscherin ihre schwache Seite abgelernt hat, und weiß, was er wagen darf? Wer nichts von Birkenstein kennt, als diesen Auftritt, dem muß es zweifelhaft bleiben, was er aus ihm machen soll. Daß übrigens ein Mann, wie man uns diesen Birkenstein vorher geschildert hat, sich so weit nicht vergessen kann, wenn wahre Liebe in seinem Herzen wohnt, darüber kann ich mich dreist auf das Urtheil jedes rechtschaffenen Mannes berufen. Ich will nicht leugnen, daß ein solcher nicht überhaupt einer ähnlichen Verirrung fähig seyn sollte; aber ich behaupte fest, daß das nie mit einem unschuldigen und tugendhaften Mädchen der Fall seyn kann, das er wahrhaft liebt, und mit welchem er noch nicht auf immer verbunden seyn kann. Nein, dies himmlische Gefühl ist nicht ohne Achtung für den geliebten Gegenstand. Ein verlogner

ner Blick, eine bittende Miene, der geringste Ausdruck von Furcht und Mißtrauen muß den edlen Mann aus seiner Verirrung aufdonnern, oder es ist nicht wahr, daß er wahrhaft liebt. Ist das nicht der Fall; ist es wenigstens nicht in den ersten Tagen nach der Erklärung der Fall, so kann sich jede Elise nur fest darauf verlassen: sie hat mit keinem tugendhaften Manne zu thun, oder das, was sie ihm eingeflößt hat, ist nicht wahre Liebe: denn diese hat lange, lange genug an dem süßen Bewußtseyn, geliebt zu werden.

Aber daran liegt es eben. Daß Birkenstein sich so weit vergessen konnte, daran ist Elise ganz allein schuld. Ihr Ungestüm, das Treiben und Drängen, das immer sichtbarer wird, ihr Mangel an weiblicher Zartheit u. s. w. konnte nicht die Empfindung einflößen, die wir wahre Liebe nennen. Ich erkläre mich deutlicher.

Das, was wir Liebe nennen, ist in beiden Geschlechtern etwas ganz Verschiedenes. Es ist in einer unverdorbenen weiblichen Seele nichts anders, als der Trieb dem Geliebten zu gefallen,

und der heiße Wunsch, ihn glücklich zu sehen. Es ist etwas sehr Bestimmtes, was gar keine eigennützigen Rücksichten duldet, auf kein anderes Vergnügen ausgeht, als den Geliebten zu beglücken, und das ursprünglich nicht in den Sinnen, sondern im Herzen wohnt. Das unschuldige Mädchen hat nichts Andres und weiß nichts Andres, als die Zufriedenheit ihres Geliebten. Dies ist der einzige Genuß, den sie sucht, das einzige Bedürfniß, von dem sie getrieben wird. Könnte sie sich bei dem ersten Kusse, den ihr der Geliebte entwendet, etwas Andres gestehen, als die Freude, ihn glücklich zu wissen; so wäre sie schon aus dem Paradiese gefallen, und hätte Ursache zu zittern.

Anders ist es bei dem Manne. Die Liebe ist ursprünglich bei ihm nicht so rein, sondern sehr mit Eigennutz verwachsen. Sie geht auf etwas Andres aus, als auf Befriedigung des geliebten Gegenstandes, sie will selbst befriedigt seyn. Sie ist gar nichts Bestimmtes, sondern etwas sehr Wandelbares, und im Grunde nur das Nachbild der weiblichen Liebe. Sie fängt

oft

oft mit der rohesten Sinnlichkeit an, läutert sich aber allmählig durch die bessern Gefühle, welche die unverdorbene Geliebte anzufachen weiß, und veredelt sich so bis zur reinsten und uneigennützigsten Empfindung des Herzens. Indessen kann sie auch bei einem sehr gebildeten und tugendhaften Manne gleich Anfangs besserer Art seyn, und mehr die Befriedigung des Herzens als der Sinne zum Gegenstande haben. In allen Fällen ist sie aber immer das und nichts anders, als was das Weib daraus machen will. Fällt er aus seinem Paradiese, so hat sie sicher die meiste Schuld. Bei ihm ist Keuschheit eine sehr schwere und sehr verdienstliche Tugend, denn er liegt in stetem Kampfe mit mächtigen Naturtrieben. Nicht so bei ihr. Ihr Naturtrieb geht nicht unmittelbar auf etwas aus, wodurch die Keuschheit verletzt wird. Mit sich selbst hat sie in dieser Hinsicht weniger zu kämpfen, und Keuschheit ihre nothwendigste ist dabei auch ihre natürlichste Tugend. Die Fesseln der bürgerlichen Gesellschaft werden ihr unendlich leichter, als ihm, und sie behält noch immer Freiheit genug, die Folgen zu über-

denken, wenn er jeden Augenblick in Gefahr ist, Alles zu vergessen.

Aus allem diesem folgt nun natürlich: die Liebe des Mannes bedarf in den jetzigen Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft, wo die lebenslängliche Verbindung sehr selten mit der Entstehung dieser Zuneigung zu einer Person des andern Geschlechts in einen Zeitpunkt trifft, sondern oft Jahre lang verschoben werden muß, einer beständigen Schutzwache. Bei einem hohen Grade von Kultur, bei der Fertigkeit, alle Triebe und Neigungen der Herrschaft der Vernunft zu unterwerfen; bei dem ewigen Streben, alles an sich zu veredeln, und sich der Herrschaft blinder Triebe zu entziehen; bei der deutlichen Einsicht in den Zweck der Vereinigung beider Geschlechter, kann der Mann diese Schutzwache in sich selbst finden. Aber es würde schlimm um das Schicksal der Weiber stehen, wenn es zu ihrem Schutze nichts weiter gäbe, als die Tugend des Mannes; denn die Zahl derjenigen, welche auf dieser Stufe der Veredlung stehen, ist sehr klein. Die Natur wollte die Erreichung ihrer

gro=

großen Zwecke nicht von einer so zufälligen Bedingung allein abhängig machen. Sie legte daher in das Herz des Weibes jenes reine Gefühl, jene eigentliche Liebe, und machte sie dadurch zur Schutzwächterin des eigennützigern Mannes. Sie hat ursprünglich keinen Geschlechtstrieb, und bedarf des Mannes gar nicht so, wie er ihrer bedarf. Sie liebt und achtet ihn nur, wenn er ihr liebenswerth und achtungswürdig erscheint, und gibt sich ihm hin, nicht aus physischer Begierde, sondern aus Neigung des Herzens. Darf das nun aus bürgerlicher Rücksicht noch nicht geschehen und geschieht es doch, so ist sie hauptsächlich schuld, entweder, weil sie die falsche Rechnung machte, durch diesen höchsten Beweis ihrer Liebe den geliebten Mann noch fester an sich zu knüpfen, oder weil sie bereits ausgeartet ist, und ein Bedürfniß sich in ihr hervorgethan hat, welches ursprünglich nicht da war, und nicht da seyn sollte. Beides ist möglich. Das Erste begegnet Einfältigen und Unerfahrnen; das Letzte nur einem völlig entarteten Weibe, welches die Würde ihres Geschlechts nicht kennt und nicht achtet.

Dagegen wird freilich sehr viel erinnert, und es hat wohl auch Philosophen gegeben, welche die beiden Geschlechter in Hinsicht der Geschlechtsvereinigung auf einen Punkt stellen, und das Bedürfniß in beiden gleich machen wollten. Aber der gesunde Menschenverstand und die Erfahrung haben sie schon lange widerlegt. Der Mann wird immer, und das mit Recht, milder beurtheilt, wenn solche Unordnungen, von welchen hier die Rede ist, vorfallen. Ein Weib, das öffentlich gestehen wollte, die Pflicht der Keuschheit sey unmöglich, würde von der ganzen Welt verachtet werden; warum denn nicht auch der Mann? Die Verderbniß einer unkeuschen Frau wird überall für größer gehalten, als die eines unkeuschen Mannes, und sie ist es auch wirklich, laut der Erfahrung, überall.

Wenn also ein liebendes Paar sich in der Lage befindet, seine Vereinigung auf lebenslang (die Ehe) aufschieben zu müssen, so ist es ein sehr übles Zeichen, wenn der Mann in dieser Periode Vertraulichkeiten wagen darf, welche jetzt noch unerlaubt sind. Es setzt das eine Geringschätzung

von

von seiner Seite voraus, wobei der Geliebten bange werden muß. Es mag noch hingehen, wenn der Mann ein brausender, an Ausschweifungen gewöhnter Jüngling ist. Sie kann sich dann trösten, daß eine ernste, mit Thränen und Trauer begleitete Zurechtweisung ihn ein für allemahl in seine Schranken zurückwerfen wird. Bedenklicher ist es, wenn dieser Mann von gesetzten Jahren ist, und zum erstenmale liebt. Aber sehr verdächtig wird sie, wenn dieser Mann in den ersten Wochen ihrer Liebe so etwas Aehnliches wagen darf. Wie ist das möglich, muß man fragen, bei der hohen, an Vergötterung gränzenden Schwärmerei, welche ein schönes, sanftes, liebenswürdiges Mädchen einem edlen, feurigen, gesetzten Manne immer einzuflößen pflegt, wenn er ihr einmahl das Geständniß der Liebe abgedrungen hat? Es läßt sich nicht anders erklären, als wenn man voraussetzt, ihre Liebe war nicht das, wie wir sie uns oben gedacht haben: sie war weniger rein, als sie bei dem ächten Weibe seyn darf. Daß dieß hier der Fall war, bestätigen mehrere kleine Züge. Der erste Eindruck, den Birkenstein

stein auf Elisen gemacht hatte, kam von seiner Schönheit her. Das ist schon nicht recht in der Ordnung! Männlicher Sinn, Muth und Festigkeit des Charakters gelten dem unverdorbenen Weibe mehr, als Schönheit. Umgekehrt ist es freilich anders, aber darum ist auch die Neigung des Mannes sinnlicher. Wir sehen alle Tage, daß schöne Weiber Männer voll Kraft und Muth liebenswürdig finden, auch wenn ihnen Schönheit des Körpers völlig abgeht. Auch sind mehr Kenner des menschlichen Herzens der Meinung (ich nenne nur Hermes, den Verf. von Sophiens Reisen), daß die Liebe bei den Weibern nicht von dem Eindrucke der männlichen Schönheit anfangen darf. Aber merkwürdig ist es, daß Elise in allen den Stellen, wo sie über ihre Liebe perorirt, weit mehr davon spricht, was sie empfindet, und welche Gefühle er in ihren Herzen erregt hat, als davon, was der Geliebte empfunden und ausgedrückt habe. Das ist wieder nicht recht weiblich, und bestätigt unsere Vermuthung.

Nach allem diesem erkläre ich mir die Sache so: Birkenstein hat es weg (wenn er sich's auch

nicht

nicht deutlich dachte), daß er starken Eindruck auf ihre Sinnlichkeit gemacht hat. Diese Bemerkung macht kein Mann, ohne sich zu erheben und mit einiger Selbstgefälligkeit auf seine Schöne herab zu sehen. Er denkt geringer von ihr, sobald er weiß, daß das Küssen und ans Herz drücken ihr einen andern Genuß gewährt, als das süße Bewußtseyn, ihn glücklich zu machen. Die Göttin sinkt in seinen Augen, und wenn ihn nicht eigene Tugend bindet, so ist er schon in der rechten Stimmung, gelegentlich einen Schritt weiter zu gehen. Er weiß schon, daß er es wagen darf. Es war hohe Zeit, daß die Weiblichkeit bei Elisen ihr Recht behauptete. Noch einen Schritt weiter, und sie war durch eigene Schuld verlohren! Nimmermehr durfte es selbst so weit kommen, wenn sie das in seinen Augen war, was sie seyn sollte. Er würde immer Besonnenheit genug gehabt haben, seiner mächtig zu bleiben, sobald er fürchten mußte, ihr durch Versuche verächtlich zu werden, die mit der Kürze ihrer Bekanntschaft eben so sehr, als mit ihren noch so entfernten Aussichten auf lebenslängliche Verbin-

dung in Widerspruch standen. Daß er nun diese Besonnenheit nicht hatte, daran war Elisa schuld, weil sie bisher so wenig Schüchternheit und jungfräuliche Verschämtheit hatte blicken lassen. Er glaubte, schon einmahl etwas wagen zu können, und wußte, daß er ihr nicht gleichgültig werden würde, wenn er auch ihre Achtung verlohr. Er hatte auch richtig gerechnet. Eine Andere würde nicht so leicht verziehen haben, als Elisa; sie hätte den Unbescheidenen wenigstens auf der Stelle fortgeschickt, und ihn in mehrern Tagen nicht wiedergesehen. Aber Herrmann kommt leichter weg, und die ganze Geschichte endigt mit einer Umarmung, wobei sich Elisa noch große Komplimente macht. „Dank sey der gütigen Vorsicht, daß ich Kraft hatte, mich deinen „Armen zu entreißen! itzt weine ich Thränen der „Freude, und einige Augenblicke vielleicht noch „vergöß ich Thränen des Schmerzes! o Tugend! „diese Gewalt verdanke ich dir! Nie werde du „von mir entweiht! Lassen Sie uns nicht öfter der „Gefahr trotzen, Herrmann. Ach, im Arme der

„Lie-

„Liebe ist die Tugend so wankend! — Nie wol„len wir uns wieder allein sehen."

Elisa genießt nur kurze Zeit das Glück, zu lieben und geliebt zu werden, ungestört. Es finden sich bei ihrer Mutter zwei junge Herren von Wallenheim ein. Sie sind Vettern und beide abhängig, der Eine als Sohn, der Andere als Neffe, von einem alten eigensinnigen Herrn von Wallenheim. Der Neffe liebt heftig Carolinen, Elisens Schwester, und wird eben so heftig von ihr wieder geliebt. Die Mutter, welche bei jeder Gelegenheit sich eben so liebreich gegen Carolinen, als gegen Elisen hartherzig beträgt (man sieht durchaus nicht, warum?), ist sehr mit dieser Verbindung zufrieden, weil sie nichts sehnlicher wünscht, als ihre geliebte Tochter glücklich zu sehen. Aber die Sache findet Widerstand bei dem Onkel des jungen Mannes. Dieser gönnt seinem Neffen das reiche Mädchen nicht, und kann es nicht ertragen, daß sein Sohn, der andere Wallenheim, leer ausgehen soll. Man versucht alles, um seine Ein-

willigung zu gewinnen. Umsonst; er bleibt unerbittlich. (Ich rüge hier nicht die große Unwahrscheinlichkeit, so wie die völlige Unbekanntschaft mit unsern Gesetzen und Gebräuchen, nach welchen eine solche Abhängigkeit des erwachsenen Neffen von seinem Onkel gar nicht Statt findet. In welchem Lande möchte sich wohl ein junger Mann, der ein reiches Mädchen seines Standes heirathen kann, an den eigensinnigen und bloß auf Neid sich gründenden Widerspruch seines Onkels kehren? und welche Mittel könnte wohl ein solcher Onkel haben, seinen Widerspruch durchzusetzen, wozu kein Gesetz ihn berechtigt?) Er schlägt folgendes Auskunftsmittel vor. Elisa soll ihre Hand seinem Sohne geben; unter dieser Bedingung will er seine Einwilligung zu einer Verbindung zwischen Carolinen und seinem Neffen nicht länger verweigern. Die Mutter läßt sich auch das gefallen; aber freilich hat Elisa sehr vieles dagegen einzuwenden. Ihr Herz ist an Birkenstein verschenkt, wie konnte sie einem Andern ihre Hand geben? Nun geht der Kampf an. Die Mutter fordert Gehorsam. Elisa gesteht ihre Liebe zu Birkenstein. Die Mutter

ter hat zwar nichts von Bedeutung gegen den Mann einzuwenden, aber sie hat ihr Wort gegeben, und Carolinens Glück liegt ihr mehr als Alles am Herzen. Es ist empörend, mit welch' einer gefühllosen Gleichgültigkeit Mutter und Schwester auf Elisen einstürmen. Die Mutter verbietet ihr ein für allemal weiter auf Birkenstein Rechnung zu machen. Das läßt sich Elisa gefallen. Sie verspricht, ihn fahren zu lassen, unter der Bedingung, daß man nichts weiter, als dies von ihr verlange. Aber damit ist der Mutter nichts gedient; sie besteht mit der größten Härte darauf, daß Elisa sich willig finden lasse, Wallenheim zu heirathen. Elisa sagt ihr in den bescheidensten Ausdrücken alles, was man nur sagen kann, um ein mütterliches Herz zu rühren. Alles ist umsonst. Endlich fällt Elisa noch auf das Auskunftsmittel, an den alten Vater Wallenheim zu schreiben, ihm die Lage ihres Herzens zu schildern, seinen Beistand zu erflehen, und sogar die Abtretung ihres ganzen Vermögens anzubieten, wenn er seine Einwilligung zur Verbindung seines Neffen mit ihrer Schwester geben, und nicht weiter auf eine Verbindung sei-

nes Sohnes mit ihr bestehen will. Aber auch das schlägt fehl. Der alte Wallenheim findet, daß die Ehre ihm nicht erlaube, ihr Vermögen ohne ihre Person für seinen Sohn anzunehmen. Nun geht der Sturm von Neuem an. Die Mutter droht mit ihrem mütterlichen Fluche; die saubere Schwester bricht in die Worte aus: „o daß jede „meiner Thränen höllische Martern in deinen Bu„sen gießen möchte, und fragt bitter spottend, ob „Elisa nur gelernt hätte, schön zu sprechen und „schlecht zu handeln?" Das alles ist nun mehr, als die Arme ertragen kann. Sie gibt nach, opfert ihren Geliebten auf, reicht mit Thränen im Auge und unter den Kämpfen eines zerrissenen Herzens dem aufgedrungenen Manne die Hand, und findet allein noch Trost in dem Bewußtseyn, ihre Pflicht gethan zu haben.

Hier entsteht nun die wichtige Frage: war es wirklich Pflicht von Seiten Elisens, diesen Schritt zu thun? und wenn wir sie allgemeiner ausdrücken: Soll ein Mädchen den Mann aufopfern, den sie liebt, und einem andern ihre Hand geben, der ihr zuwider ist, so bald ihre

Mutter es so befiehlt, und sobald ihre Schwester durch dieses Opfer glücklich zu werden hofft?

Ich gestehe, daß mir kein Moralprincip bekannt ist, aus welchem sich eine solche Pflicht ableiten ließe. Nimmt man die eigene Glückseligkeit als das höchste an, wornach der Mensch in dieser Welt streben soll; so kann man zwar mit niemanden darüber streiten, worein er diese Glückseligkeit setzen will, und es könnte möglich seyn, daß Jemand gerade darin seine Glückseligkeit zu finden sich einbildete, daß er sich aller Glückseligkeit beraubte. Es hat Schwärmer und Schwärmerinnen genug gegeben, welche so etwas lehrten und übten. Aber das ist doch klar, daß Niemand, der so dächte, ohne Widerspruch seine Handlungsweise andern Menschen anmuthen könnte, welche andere Begriffe von Glückseligkeit hätten. Wenn ich zu ihm sagte: „wir wollen nicht darüber streiten, auf „welchem Wege das zu erlangen steht, was wir „beide wünschen. Suche du es auf deine, ich will „es auf meine Weise suchen. Du glaubst es dar„in zu finden, daß du dir alle Freuden der Erde „raubst, ich darin, daß ich mir deren so viel als

„möglich verschaffe:" so würde er mir ohne Zweifel nichts Bedeutendes darauf zu antworten wissen. Man kann ohnmöglich von mir verlangen, daß ich in einer so wichtigen Sache andern Menschen mehr traue, als mir selbst. Ich begreife zwar wohl, daß es allgemeine Erfahrungsregeln über dasjenige geben kann, was im Ganzen genommen die meiste Glückseligkeit gewährt; und es kann auch wohl bisweilen der Fall seyn, daß ich zu der höhern Einsicht eines Andern mehr Zutrauen habe, als zu meiner eigenen; aber das kann mir doch Niemand abdringen; ich bleibe doch immer auch darinn mein eigner Herr und meinem eigenen Gutbefinden allein unterworfen. Kurz, es entstehen auf diesem Wege keine Pflichtgebote, die ohne alle Ausnahme für Jedermann giltig wären, und man hat Unrecht sich darüber zu beklagen, daß Jedermann für sich selbst am besten zu wissen behauptet, was ihm Freude bringe oder Schmerzen. Man kann da nichts als guten Rath ertheilen, und muß es Jedem überlassen, ob er es auch so machen wolle, als wir, oder nicht.

Soll

Soll die größtmöglichste Summe von Glückseligkeit in der Welt überhaupt der Zweck seyn, den zu erreichen sich Jedermann durch seine Handlungen bemühen soll; so ist wieder nicht abzusehen, wie der obige Satz daraus folgen und Elisens Betragen daraus gerechtfertigt werden könne. Elisens und Birkensteins Unglück war gewiß, wenn sie Wallenheim ihre Hand gab; dagegen war das Glück ihrer Schwester und ihres Gemahls nur wahrscheinlich. Freilich ist auch noch die Mutter in Anschlag zu bringen, welche vermuthlich in der Durchsetzung ihres Willens auch einen Zuwachs von Glückseligkeit fand. Allein höher als bis zur Wahrscheinlichkeit werden wir das Glück der Mutter doch auch nicht anschlagen können. Auch könnten wir dagegen die Wahrscheinlichkeit setzen, daß Wallenheim, der künftige Gemahl Elisens, in der Verbindung mit einer Frau, die ihn nicht liebt, eben auch keine große Glückseligkeit zu hoffen haben wird. „Aber" — könnte man einwerfen — „wer weiß, ob sich nicht Elisens Abneigung gegen Wallenheim verliert, ob sie ihn nicht „gar noch sehr liebenswürdig findet, ihn und sich

„recht glücklich macht; und ob nicht vielleicht Bir-
„kenstein sich eben so bald über ihren Verlust trö-
„stet, und in der Verbindung mit einem andern
„Weibe glücklich wird?" Darauf könnte ich nun er-
wiedern: „wer weiß, ob nicht von alle dem das
„Gegentheil geschieht? wer weiß, ob nicht Elisa
„ihr ganzes Leben hindurch in der Verbindung mit
„einem Manne, den sie nicht liebt, höchst elend
„seyn wird? wer weiß, ob nicht Birkenstein sich
„in der Verzweifelung über seinen Verlust ins Was-
„ser stürzt, oder sich eine Kugel durch den Kopf
„jagt? man hat Beispiele davon: wer weiß, ob
„nicht selbst Wallenheim, wenn er sieht, daß er
„sich die Liebe Elisens nicht erwerben kann, auf
„Spielen, Trinken und Mätressenhalten verfällt?
„wer weiß, ob Caroline und ihr Gemahl wirklich
„glücklich seyn werden? und wer weiß endlich, ob
„nicht die Mutter und der alte Wallenheim, wenn
„sie sehen, daß ihr Zwang nichts wie Unglück her-
„vorgebracht hat, sich Vorwürfe machen, krank
„werden, und vor der Zeit ins Grab sinken?"
Man sieht, es ist keine leichte Sache, sich aus
diesem Gewirre herauszufinden, zumal, da man

die-

diese „wer weiß?" noch ins Unendliche vermehren könnte. So viel bleibt ausgemacht, daß das Eine so gut, als das Andere eintreffen konnte; daß Elisens Entschluß nicht nothwendig aus diesem Grundsatze folgt, und daß man wohl alles Uebrige nur keine bestimmten Pflichtgebote aus diesem Labyrinthe heraus zu winden vermögend seyn wird. Arme Sterbliche! wenn ihr keinen anderen Kompaß auf dem stürmischen Meere dieses Lebens habt, als dieses unzuverlässige buntschäckige und sich ewig unter euern Augen verändernde Ding, allgemeine Glückseligkeit genannt! es wäre euch besser, ihr entbehrtet das traurige Vorrecht, zu wissen, wo die Reise hingeht, da ihr doch alle Augenblicke ohne eure Schuld von der rechten Straße geworfen werdet, und nicht wißt, ob ihr rechts oder links steuern sollt. Eure Halbbrüder, die Thiere, sind besser daran, als ihr. Ein blinder Trieb leitet sie sicherer zum Ziele, und kämen sie auch nicht dahin, so quält sie doch die schmerzliche Gewißheit nicht, es verfehlt zu haben.

Ist man nun aber der Meinung, daß die Glückseligkeit gar nicht, weder die eigene noch die

 frem-

fremde, das Höchste und Lezte sey, was sich der Mensch zum Zweck setzen müsse; geht man von reinen Vernunftprincipien aus und schreibt sich vor, so zu handeln, daß unsere Handlungsweise als ein allgemeines Gesetz für alle vernünftige Wesen gedacht werden könne; so ist jene Maxime der Elisa vollends verwerflich, und es soll gerade das Gegentheil geschehen.

Der Satz:

„Ein Mädchen soll nie in eine eheliche Verbindung mit einem Manne treten, der ihr zuwider ist."

ist schlechterdings allgemein gültig, und es gibt von ihm gar keine Ausnahme. Was thut ein Mädchen, wenn sie heirathet? Sie gibt sich mit Allem, was sie ist und hat, für das ganze Erdenleben in die Gewalt eines Mannes. Ich spreche ja wohl für verständige Leser deutlich genug. Dieser Schritt, ohne Zuneigung zu dem Manne; diese Aufopferung ihrer Freiheit, ohne Liebe; diese Hingabe ihrer selbst wider ihren Willen, ist eine so entschiedene Herabwürdigung der menschlichen Natur, daß auch nicht einmal eine scheinbare Entschul-

schuldigung dafür angeführt werden kann. Ich kann mich dreist auf das Urtheil jedes rechtlichen Weibes berufen: ob sie sich ohne Ekel und Grauen in die Arme eines Mannes denken könne, der ihr zuwider ist, zumal, wenn die Liebe zu einem Andern ihr Herz erfüllt? ob sie sich in der Stunde der Ergebung wohl das schaamvolle Geständniß werde verhehlen können, daß sie nichts weiter als ein willenloses Werkzeug zur Erregung und Befriedigung fremder Lüste sey? Ob dies keine Herabwürdigung der menschlichen Natur zu nennen sey? und ob ein vernünftiges Wesen sich diese, ohne die tiefste Selbstverachtung, könne zu Schulden kommen lassen?

Was hier ein untrügliches Gefühl einem jedem unverdorbenen Weibe sagen wird, das ist gerade das, was die scharfsinnigste Philosophie aus dem innern Heiligthume des Selbstbewußtseyns abgeleitet und auf deutliche Begriffe gebracht hat. Ehe ohne Liebe ist ein Unding, und ist vor dem Tribunale der Vernunft und Moralität gar nicht einmal als Ehe gültig, wenn auch die bürgerlichen Gesetze sie hingehen lassen müssen. Ich

verstehe aber, wie natürlich, unter Liebe nicht jenen leidenschaftlichen Rausch, von welchem Dichter und Romanenschreiber so viel zu sagen wissen, und noch weniger das, was man bloßen Geschlechtstrieb nennt. Das Lezte findet sich in keinem gebildeten und das Erste in keinem vernünftigen Mädchen. Die Liebe des Weibes zum Manne ist das Einzige seiner Art, und läßt sich daher nicht gut mit andern Worten bezeichnen. Es ist aber auch nicht nöthig, denn wenig Leser sind ja wohl so fremd in der Welt, daß sie dieses Gefühl nicht kennen sollten. Es entsteht unabhängig von allem freien Willen. Wer es empfindet, hat wohl Kraft, es zu unterdrücken, eh' es einwurzelt; aber es freithätig in sich hervorzubringen, das steht in keines Weibes Gewalt. Nun aber muß es doch da seyn, wenn eine rechtmäßige Ehe geschlossen werden soll. Was heißt das also, von ihr verlangen, daß sie sich einem Manne ohne Liebe hingeben soll? Es heißt ihr anmuthen, sich gegen ihren eignen Willen hinzugeben, den Vorzug ihrer Natur für nichts zu achten, und ihre Würde als freies Vernunftwesen mit Füßen zu treten, d. h.

lasterhaft zu werden. Das ist es, was ihr von euern Töchtern verlangt, ihr unnatürlichen Eltern, wenn ihr sie beredet oder zwinget, sich mit einem Manne zu verbinden, den ihr Herz nicht gewählt hat. Es ist wahrlich kein geringes Verbrechen, welches sich derjenige zu schulden kommen läßt, der eine Person des weiblichen Geschlechts zur Ehe mit einem ungeliebten Manne zwingen will. Er raubt ihr, so viel an ihm ist, nicht nur alle Glückseligkeit, wozu Keiner ein Recht hat; nein, er greift sie an dem edelsten Theile ihrer Natur an, und zwingt sie, so viel an ihm liegt, unsittlich zu handeln und sich selber zu verachten.

Hieraus folgt aber auch ganz natürlich, daß ein Weib in keinem Falle das Bündniß der Ehe mit einem Manne eingehen kann, der ihr zuwider ist. Thut sie es doch, so handelt sie offenbar gegen ihre eigene Ueberzeugung, läßt sich nicht durch Vernunft, sondern durch etwas Anders leiten, macht sich zum Mittel für fremde sinnliche Zwecke, wirft ihre Persönlichkeit weg und handelt unsittlich.

Die Ursachen eines solchen widernatürlichen Schrittes sind sehr verschieden. Der Grad von Schuld ist in dem einen Falle größer, wie in dem Andern; aber in keinem ist sie ganz schuldlos, wie sich gleich deutlich ergeben wird.

Ergibt sie sich einem Manne, der ihr zuwider ist, weil er ihr etwa ein bequemes, ihren anderweitigen Wünschen angemessenes Leben verspricht; weil sie durch die Verbindung mit ihm einen gewissen gewünschten Rang in der Gesellschaft erhält u. s. w., so opfert sie ihre Menschenwürde der Begierde nach Bequemlichkeit und Wohlleben, dem Stolze, der Eitelkeit, der Herrschsucht auf, und begeht eine Niederträchtigkeit.

Ergibt sie sich ohne Neigung, aus Furcht vor den Drohungen ihrer Eltern: so hat sie nicht Muth genug, die Unannehmlichkeiten zu tragen, die aus der gewissenhaften Behauptung ihrer Würde als vernünftiges Wesen für sie entstehen können, und begeht eine Schwachheit.

Geschieht es aber, weil sie den Ueberredungen ihrer Eltern und Verwandten nicht widerstehen kann,

welche vielleicht die natürlichen Gefühle der Liebe und Dankbarkeit in einer zarten Seele auf eine schändliche Weise misbrauchen, und mit allen Waffen des väterlichen und mütterlichen Ansehns auf die Hülflose einstürmen; so will ich zwar gern jede Entschuldigung gelten lassen, denn ich fühle das Schreckliche einer solchen Lage nur zu sehr, und meine Vorwürfe fallen zunächst auf jene gewissenlose Eltern und Verwandte. Aber ich kann sie doch auch nicht von aller Schuld freisprechen. Es fehlt ihr doch an Muth, die Forderung des Gesetzes: *thue niemals Unrecht, weder einem Andern noch dir selbst*, gegen Neigungen und Triebe (hier die Sympathie) durchzusetzen, welches ohne Zweifel ebenfalls eine Schwachheit ist.

Derselbe Vorwurf trifft sie auch dann, wenn sie sich für das Glück einer Verwandtin aufopfert. Sie ist dann auch nicht stark genug, dem Triebe der Theilnahme an fremdem Wohlergehn zu widerstehn, und wird ungerecht gegen sich, um gütig gegen Andere zu seyn. Dies ist nun ganz gewiß verwerflich. Das Gesetz: Erhalte deine Würde als vernünftiger Mensch, ist heiliger, als jenes:

be-

befördere die Glückseligkeit deiner Verwandten. Die Sittlichkeit geht der Glückseligkeit in allen Stücken vor, und es ist nie erlaubt, Böses zu thun, auf daß etwas Gutes daraus komme.

Nach diesen Grundsätzen, welche von allen aufgeklärten Moralisten, wenn auch nicht mit den nemlichen Worten, zugestanden werden, beurtheile man nun das Betragen der Elisa. Wäre bloß von Aufopferung der Glückseligkeit die Rede gewesen, so daß sie allein verlohren und viele Andere gewonnen hätten; dann hätte sie auch verpflichtet seyn können, aufzuopfern. In dieser Hinsicht läßt sich denn auch vielleicht das Anerbieten, ihr Vermögen hinzugeben, rechtfertigen. Ich sage: vielleicht, denn unbedingte Pflicht war es auch dann nicht. Es kam dabei auf Umstände an, deren Erörterung mich hier zu weit führen würde. So viel ist aber gewiß, daß die Freiheit mehr werth ist, als alles Geld und Gut, und daß es Schuldigkeit ist, sie mit Aufopferung alles Vermögens zu erwerben und zu bewahren, wenn das um keinen geringern Preis möglich ist. Aber nimmermehr hatte Elisa recht, einen Mann

zu heirathen, der ihr zuwider war, bloß damit ihre Mutter mit ihr zufrieden seyn und ihre Schwester dadurch glücklich werden möchte. Der Vorzug eines Vernunftwesens vor allen Naturdingen besteht eben darin, in seinen Entschließungen von nichts als von seinem eignen freien Willen abzuhangen. Diesem Gewalt anzuthun zur Beförderung eigener oder fremder Glückseligkeit, ist gleichsam eine Vernichtung dieses freien Willens, eine Unterwerfung der Freiheit unter die Naturgesetze, eine Zerstöhrung seiner Würde, die mit nichts vertheidigt werden kann. Ich habe das Recht, von keinem andern Gesetze abzuhängen, als von dem Gesetze meiner Vernunft. Ich bin durch dieses Gesetz angewiesen, das Band der Ehe mit keinem Manne einzugehen, als mit einem solchen, zu welchen mich meine Neigung treibt. Nun aber übertrete ich dies Gesetz aus Furcht und Schwäche, und gebe mich einem Manne hin, der mir im hohen Grade zuwider ist, womit will ich das beschönigen? Es ist und bleibt Charakterschwäche, und weiter nichts.

Und wie es denn zu gehen pflegt; wer einmal den geraden Weg verlassen hat, verwickelt sich bald so sehr in den Labyrinthen der Unredlichkeit, daß er sich gar nicht wieder heraus finden kann und immer weiter von seinem Ziele abkommt. Ungerecht gegen sich selbst wird es Elisa nun auch gegen zwei andere Menschen, nemlich gegen ihren Geliebten Birkenstein und gegen ihren künftigen Ehemann.

Welches Recht hatte sie, eigenmächtig ein Versprechen zurück zu nehmen, das frei von ihr gegeben war? Freilich ist es wahr, sie hatte nur unter der Bedingnng versprochen, daß ihre Mutter einwilligen würde, und konnte auch nur so versprechen; weil den Eltern das Recht zusteht: „nein“ zu sagen, wenn sie überzeugt sind, daß die Verbindung ihrer Tochter mit einem Manne, den sie liebt, nicht glücklich ausfallen wird. Aber wo stand denn geschrieben, daß die Mutter nicht noch einwilligen würde, da ja gegen die Person des Geliebten nichts Erhebliches einzuwenden war, und da die Versagung ihrer Einwilligung auf bloßem Eigensinne beruhete? Hier war nichts weiter

zu thun, als zu warten. Verlor sich der Eigensinn der Mutter, wie gar wohl zu erwarten war, so konnten ihre Wünsche erfüllt werden. Blieb aber die Mutter in ihrer Abneigung beharrlich, so war sie nicht weiter an ihr Versprechen gebunden, und es war immer noch Zeit, auf eine andere Verbindung zu denken, wenn ihr Herz wieder frei geworden war. Auf keinen Fall aber konnte sie auf die erste Aeußerung des eigensinnigen Willens ihrer Mutter ein Band zerreißen, welches sie frei und mit gutem Gewissen geknüpft hatte, und konnte nicht einem andern Manne die Rechte auf sich übertragen, welche sie jenem versprochen hatte.

Und was den künftigen Ehemann betrifft, so machte sie sich gegen ihn eines offenbaren Betrugs schuldig. Dieser Wallenheim ist ein kalter, finsterer, rauher, aller feinen Empfindungen unfähiger Mensch. Er liebt Elisen gar nicht, und es ist nicht recht begreiflich, wie er dazu kommt, ein Wesen zu wählen, welches ihm in allen Stücken so unähnlich ist, wenn er nicht etwa wie sein Vater bloß auf ihr Geld spekulirt hat. Seine Erwartung möchte indessen so gering seyn, als sie wolle,

 so

so verlangte er sie doch zu seiner Frau, und erwartete, vermöge der Natur des Bündnisses, welches er ihr antrug, vieles von ihr, was sie nicht leisten konnte, da sie einen Andern im Herzen trug. Zwar erklärt sie ihm das lezte ziemlich freimüthig, sezt aber doch hinzu, sie sey, wenn er es verlange, bereitwillig, die Wünsche ihrer und seiner Anverwandten zu erfüllen. Woran soll sich nun ein Mann halten, der so wenig Zartgefühl besizt, als dieser Wallenheim? (Denn was ein rechtschaffener, oder auch nur ein Mann von Ehre und Gefühl in diesem Falle zu thun hat, ist keine Frage) an ihre Worte, oder an die That? Ein Solcher wird natürlich das Erste für Ziererei und jungfräuliches Sträuben halten; er wird sich damit schmeicheln, daß sich das Alles mit der Zeit schon von selbst finden werde, und wird darauf bauen, daß er ihr doch nicht ganz zuwider seyn müsse, da sie den Gedanken ertragen könne, die Seinige zu werden. Er kannte sie ja nicht genau; er wußte nicht, von welcher Art die Neigung war, die in ihrem Herzen gegen Birkenstein wohnte; konnte nicht beurtheilen, wie schwach oder stark sie war, und mußte es

wohl

wohl bei dem, was sie zu thun für gut fand, bewenden lassen. Sie aber wußte es besser. Sie wußte wohl, daß sie ihn in alle Ewigkeit nicht lieben und ihm nie das seyn würde, was eine Frau ihrem Manne seyn soll. Sie konnte voraus sehen, daß Ekel und Abneigung sie mitten in den Vertraulichkeiten der Ehe überschleichen, ihr das Leben mit ihm zur Hölle machen, und ihn von Tage zu Tage als den Räuber aller Lebensfreuden ihr nur noch widerlicher machen würde. Sie konnte sich nicht verbergen, daß es über ihre Kräfte ging, ihm diesen Zustand ihres Herzens zu verhehlen, und mußte erwarten, daß er dadurch von ihr zurückgeschreckt anderwärts Zerstreuungen suchen und sie vernachlässigen würde; daß Kinderzucht und Hauswesen darunter leiden, und kurz, daß diese unnatürliche Verbindung ein Abgrund von Elend für beide, und eine reiche Quelle zu tausend Unmoralitäten werden mußte. Dies alles konnte ihrem Verstande nicht entgehen, und dennoch zeigte sie sich bereitwillig dies Bündniß mit ihm einzugehen, mit ihm, der ohne verrückt zu seyn, das nicht von ihr erwarten konnte! Heißt das nicht wohlgegrün-

dete und rechtmässige Erwartungen täuschen? heißt das nicht mit vollem Bewußtseyn betrügen?

Und so etwas wird nicht etwa bloß mit der weiblichen Schwäche entschuldigt, nicht etwa als Beispiel aufgestellt, wohin die Tyrannei einer hartherzigen Mutter, und die Leidenschaft einer eigennützigen Schwester ein schwaches, mit einer exaltirten Einbildungskraft begabtes und durch falsche Begriffe vom menschlichen Werthe und menschlicher Tugend irregeleitetes Geschöpf bringen können: sondern so etwas sollen wir bewundern als etwas Großes und Erhabnes, und unsere Weiber und Mädchen sollen sich diese, alle richtigen Begriffe von Pflicht und Menschenbestimmung überfliegende Denkungsart und Handlungsweise zum Muster nehmen! Wehe dem Weibe und dem Mädchen, die das thun könnte; sie ist auf dem geraden Wege zu allen Lastern! Hat sie einmal den geraden Weg, sey es aus Furcht und Schwäche oder aus Schwärmerei, verlassen, so kommt es nur auf Umstände an, und sie endigt als Verbrecherin, was sie als Schwärmerin anfing.

Wollte man mir einwerfen, die Fortsetzung dieser Geschichte beweise doch das Gegentheil, so antworte ich: Freilich in der Romanenwelt; aber gewiß würde diese Fortsetzung anders ausgefallen seyn, wenn Elisa in der wirklichen Welt so gehandelt hätte.

Aber dahin führt eine Moral, die sich nicht auf die innere Gesetzgebung der Vernunft gründet, sondern den Menschen die Glückseligkeit als das höchste Ziel vorhält, wornach er streben soll. Der Mensch, welcher dieser trügerischen Stimme folgt, sinkt entweder zum Thiere herab oder verliert sich in der Berechnung aller künftigen Folgen seiner Handlungen so weit, daß er am Ende gar nicht mehr weiß, was er denn eigentlich will. Sollen die Folgen meiner Handlungen, welche so sehr zufällig sind, das bestimmen, was ich meine Pflicht nenne, so sehe ich mich in einer großen Wildniß, und finde keinen Ausgang. Ich müßte Allwissenheit besitzen, um auf alle Ewigkeit hinaus ganz sicher bestimmen zu können, was meine Handlungen in der Welt bewirken würden; denn mit meiner jetzigen durch Erfahrung ausgerüsteten

Vernunft übersehe ich kaum das allernächste, was aus meinen Handlungen folgt, und erlebe alle Augenblicke den Schmerz, daß gerade das Gegentheil von dem erfolgt, was ich beabsichtigte. Nein, so etwas Ungewisses und Schwankendes kann nicht das Ziel des vernünftigen Menschen seyn. In ihm selbst, in seiner eigenen Vernunft, findet er das untrügliche Gesetz, welches alle seine möglichen Handlungen schon zum voraus in Beschlag nimmt, indem es sie für gut oder böse erklärt. Was seine Pflicht in jedem vorliegenden Falle sey, darüber kann er nicht auf die möglichen Folgen seiner Handlungen verwiesen werden; sondern das muß er unmittelbar aus sich selbst wissen können, und weiß es auch jedesmal ganz gewiß, so oft er sich nur redlich fragt: ob dies oder jenes, wozu ihn seine Triebe auffordern, wohl in eine Denkart passe, die für ihn selbst ewig giltig und für alle übrige vernünftige Wesen allgemeines Gesetz seyn könne? Die möglichen und zufälligen Folgen seiner Handlungen gehen ihm gar nichts an. Er thut redlich seine Schuldigkeit und überläßt das andere der Weltregierung, von der er überzeugt ist, sie

habe

habe ihre guten Gründe, warum sie ihn gerade an diesen Platz hinstellte und ihm gerade diese Sphäre für sein freies Wirken anwies. Die Glückseligkeit darf sonach niemals das Höchste seyn, worauf ich bei meinen Handlungen zu sehen habe, und wenn ich irgend etwas aus obigen Gründen als Pflicht erkenne, so muß es mir ganz einerlei seyn, ob meine eigene oder fremde Glückseligkeit dabei gewinnt oder verliert. Die Sittlichkeit geht der Glückseligkeit in allen Stücken vor, und es ist jedesmal pflichtwidrig gehandelt, so bald ich die Sache umkehre und etwas an sich Unsittliches thue, um damit mich oder andere glücklich zu machen. Die Verschuldung ist freilich in einem Falle größer, wie in dem andern; aber gesündigt wird in beiden Fällen.

Wer etwas Unsittliches thut, oder Andere zwingt es zu thun, um sein eigenes Vergnügen zu befördern, der beweist offenbar, daß ihm die Sittlichkeit ganz gleichgültig sey und das Vergnügen über Alles gehe. Er ist ein grober Lüstling, und hat im lezten Falle deß gar kein Hehl. Darum zieht er sich auch eben so sehr die Verachtung ande-

rer Menschen zu, als er bereits in seinen eignen Augen verächtlich geworden ist.

Wer eigene Sittlichkeit aufopfert, um fremde Glückseligkeit zu befördern, der zeigt zwar auch Gleichgültigkeit gegen das Sittengesetz; aber auf den ersten Anblick scheint er uns ganz frei vom Eigennutze zu seyn, und wir finden uns wohl gar geneigt, so etwas zu bewundern. Aber blicken wir genauer hin, so verschwindet der blendende Schein und das Unsittliche dieser Denkart entwickelt sich deutlich vor unsern Augen. Es ist nemlich nicht der eigennützige Trieb in seiner Blöße, der sich hier zeigt, sondern er hat sich hinter die Sympathie versteckt. Diese Sympathie oder die Theilnahme an fremden Leiden und Freuden ist eine schöne Natur-Anlage, welche der Schöpfer in unsere Brust pflanzte, um der groben Eigenliebe so lange die Wage zu halten, bis wir reif würden, uns mit unsern Entschließungen und Handlungen über alle Antriebe der Natur zur freien Thätigkeit durch reine Vernunft zu erheben. In der Kindheit des Menschengeschlechts hielt die Sympathie und, der Ehrtrieb allein die Menschen ab, die gefähr-

fährlichsten und schädlichsten aller Raubthiere zu werden. So bald aber der Mensch durch Hülfe der Kultur den Zustand der Kindheit verläßt; so bald er aufhört, den blinden Trieben als solchen zu folgen, über sie und ihre Bestimmung nachdenkt und sich durch Vernunft Zwecke setzt: so darf er auch der Sympathie nicht blindlings folgen. Dieser Trieb, zwar weniger wichtig auf der Stufe der ausgebildeten Vernunft, als in der Periode der rohen Sinnlichkeit, wird indeß doch niemals überflüssig. Er ist eine fortwährende Aufforderung an uns nachzusehen, was in gewissen Verhältnissen etwa Pflicht für uns seyn könnte. Aber sich seiner Leitung blind zu überlassen, ist doch nie zu billigen, weil ein vernünftiges Wesen schon dadurch unsittlich handelt, daß es irgend einem Naturtriebe, gleichviel welchem, blindlings folgt. Das Leiden Anderer muß von uns empfunden werden, wenn wir ihm abhelfen sollen, und darum dürfen wir das Mitgefühl fremder Schmerzen nicht unterdrücken, sondern müssen es kultiviren. Aber ob in einem gewissen Falle den Leiden Anderer abzuhelfen Pflicht sey, das lehrt uns nicht der Trieb

(er mahnt uns nur an, darüber nachzudenken), sondern allein die Vernunft. Der Wundarzt, welcher eine schmerzhafte Operation verrichten; der Richter, welcher einen Verbrecher züchtigen; der Vater, welcher ein widerspenstiges Kind bestrafen soll, alle diese würden ihre Pflicht gar schlecht erfüllen, wenn sie sich bloß durch das gegenwärtige rege Mitgefühl fremder Schmerzen leiten lassen wollten. Ihre Pflicht besteht gerade darin, auf die Aeußerung der Sympathie in diesen Fällen gar nicht zu hören, da ein deutlich erkanntes Vernunftgesetz ihnen etwas befiehlt, worauf sie dieser bloße Trieb nie geführt haben würde.

Mit einem Worte. Ich darf keinem Naturtriebe blindlings folgen, auch dem Mitleiden nicht; weil das unvernünftig ist. Ich darf ihm keinem deutlich erkannten Vernunftgebote zuwider folgen, sonst handle ich unsittlich, und ich darf mich nie der Gewalt dieses Triebes so hingeben, daß ich seiner blinden Aufforderung nicht widerstehen könnte, sonst bin ich wirklich lasterhaft.

Es

Es sind, wie gesagt, nicht die schlechtesten Menschen, in welchen dieser Trieb einen hohen Grad von Stärke erlangt. Sie sind über die große Eigenliebe erhaben, aber sie stehen doch noch nicht auf der Stufe, auf welcher der Mensch stehen soll. Die Vernunft ist das Höchste im Menschen. Von ihr allein sich leiten lassen, ihr unbedingt gehorsam seyn, nichts thun, was sie nicht billigt, das nur allein erhebt den Menschen über das Thier und über die ganze Natur. Was das heiße, davon weiter unten, denn ich weiß wohl, daß ich denen nicht verständlich spreche, welche mit den neuern Aufklärungen in des Moralphilosophie noch unbekannt sind. Izt nur noch dies. Es ist seit dreißig Jahren in Teutschland die herrschende Denkart geworden, alle Moral aus dem Triebe nach Glückseligkeit abzuleiten. Seitdem die Philosophen anfingen alle Vollkommenheit des Menschen in die größtmöglichste Glückseligkeit zu setzen, fanden auch die Theologen, daß der Wille Gottes, welcher ehemals von ihnen als der lezte Bestimmungsgrund unserer Handlungen angegeben wurde, nichts anders sey, als das Gebot: mache dich

glück-

glücklich! Diese Lehre gefällt dem gewöhnlichen Menschen überaus wohl, denn sie fordert nichts weiter von ihm, als was er ohnedem von ganzen Herzen verlangt. Sie ist daher von Kathedern und Kanzeln sehr schnell, durch Gesangbücher, Katechismen, Schauspiele, Gedichte und Romane ins gemeine Leben übergegangen, und hat alle Köpfe und Herzen eingenommen. „Tugend und Glückseligkeit sind eins", war bis jezt der Wahlspruch der Philosophen und Nichtphilosophen.

„Hast du viele reine Wohllust hier genossen,
„Heil dir, denn du bist empfänglicher
„Für die Wonnen, die im Himmel dir entgegen sprossen,
„Dir entgegen reifen, Glücklicher!"

Mit diesen Zeilen hat der Dichter die ganze weichliche entnervende Denkart seines Zeitalters geschildert. Glückseligkeit ist es allein, was Alle wollen, worauf alles Dichten und Trachten losgeht. Das Höchste, worauf gedrungen wird, ist, daß wir nicht allein für unsere eigene, sondern auch nebenbei oder allenfalls auch vorzüglich für die Glück-

se-

seligkeit unserer Nebenmenschen arbeiten sollen. Darüber hinaus aber können wir nicht. Wohin würde uns wohl dieser Syrenengesang gebracht haben, wenn in sehr vielen Fällen unser Herz nicht besser gewesen wäre, als unser Kopf? und wohin würde es demohngeachtet nicht noch mit uns gekommen seyn, wenn eine gründlichere Philosophie nicht endlich diesen Götzen der Sinnlichkeit gestürzt hätte! Elisa kränkelt auch an dieser verderbten Denkart ihres Zeitalters. Auch bei ihr steht die Glückseligkeit oben an; aber auch bei ihr ist das Herz besser, als das System. Sie vernünftelt über ihre Glückseligkeit so lange, bis sie gefunden hat, daß ihre wahre Glückseligkeit darin besteht, alle Glückseligkeit aufzuopfern. Dies ist nun zwar ein handgreiflicher Widerspruch; aber ein Widerspruch, der ihrem Herzen Ehre macht. Getrieben auf der einen Seite durch etwas dunkel gefühltes Reines, Erhabnes und Uebersinnliches, und auf der andern Seite durch eine falsche Theorie, mit welcher sie aufgewachsen war, irre geführt, verliert sie alle Augenblicke den Faden ihres Räsonnements, verwickelt sich in Widersprüche, und bringt endlich ein

künst-

künstliches Mitteldiug zwischen Eigennutz und reiner Sittlichkeit zum Vorschein, welches sie uns gern für Tugend ausgeben möchte. Was sie predigt und anpreiset ist eine moralische Schwärmerei, die aber nur um so gefährlicher ist, je weniger sie auf deutliche Begriffe sich gründet. Es ist daher Pflicht, ihre Handelsweise recht scharf zu beurtheilen, und das Windige und Ueberfliegende darin recht klar vor Augen zu legen.

Unbegreiflich bleibt übrigens noch folgendes, was ich absichtlich bis hieher verspart habe, um den moralischen Standpunkt unserer Beurtheilung nicht zu verrücken. Die Verfasserin von Elisa geht ganz sichtlich bei der Heirathsgeschichte ihrer Heldin darauf aus, die Lehre einzuschärfen, daß man seine eigenen Wünsche und Neigungen unterdrücken solle, sobald es darauf ankommt, einen oder mehr andere Menschen glücklich zu machen. Warum wird denn nun aber durch das abentheuerliche Opfer der Elisa kein Einziger glücklich? Wallenheim nicht, wenigstens den größten Theil seines Lebens nicht; ihre Schwester Caroline nicht; deren Gemahl nicht; ihre Mutter nicht; Birkenstein

stein nicht: kurz keine einzige der mithandelnden Personen wird durch ihr Unglück glücklich. Eine an sich höchst verwerfliche Ungerechtigkeit wird also umsonst begangen; ein ganzes Menschenleben voll Leiden und Trübsal ist für nichts und wider nichts übernommen. Ihre Absicht wurde nicht erreicht, und doch beruhigt sie sich ihr ganzes Leben hindurch damit, ihre Pflicht gethan zu haben!

Für nachdenkende Leser ist so etwas nicht gefährlich, denn diese sehen wohl, daß eine solche Denkart sich selber aufhebt. Eine Elisa, die sich selbst unglücklich macht, um andere glücklich zu machen, welche demohnerachtet nicht glücklich werden, kann nur diejenigen irre führen, welche schwärmen, statt nachzudenken. Aber den armen Mädchen, die meistentheils in ihrem Jugendunterrichte so wenig richtige Begriffe über ihre Rechte und Pflichten erhalten haben, die also gar leicht durch Flitterwerk und blendenden Dunst irre geführt werden können, diesen ist man schuldig zuzurufen: Kinder, schwärmt nicht! Was in der Welt erfolgt, wenn ihr eure Pflicht erfüllt, das

überlaßt der Weltregierung, es steht nicht mehr in eurer Gewalt. Ob etwas eure Pflicht sey oder nicht, das könnt ihr nicht aus den zufälligen Folgen eurer Handlungen schließen, sondern ihr müßt darüber vor allem Entschluße zur That aufs Reine seyn. Ob ihr mit dem Manne glücklich fahren werdet, dem ihr euch hingebt, das könnt ihr nie gewiß vorhersehn. Aber, daß ihr euch keine Vorwürfe zu machen habt, wenn ihr euch bewußt seyd, bei der Wahl eures Gatten, neben den andern Rücksichten, welche diese Verbindung nothwendig machten, nicht ohne Liebe und Achtung gewählt zu haben, das hat seine gute Richtigkeit. Daß ihr aber alles Unglück, was euch und andere betrifft, als die Folge eurer Schuld ansehen müßt, wenn jenes Bewußtseyn euch fehlt, das hat ebenfalls seine Richtigkeit. Keine Person des weiblichen Geschlechts, ich wiederhohle es, kann sich einem Manne unterwerfen, den sie nicht liebt und achtet, ohne sich für ein willenloses Werkzeug fremder Begierden zu halten, und ohne die Menschheit in sich selbst herabzuwürdigen. Der Schritt ist ohne Unmoralität nicht möglich, und es paßt auch

hier, was Lessing seine Emilia Galotti sagen läßt: „Nichts Schlimmeres zu vermeiden sprangen Tausend in die Fluthen, und wurden Heilige genannt.“ Liebe ist die ausschließliche Bedingung der Rechtmässigkeit eines jeden ehelichen Bündnisses, und wo keine Liebe ist, da ist nichts, als eine verabscheuungswürdige Unterjochung der schwächern Hälfte durch die stärkere.

Es würde nicht meine Schuld seyn, wenn irgend Jemand das so verstehen wollte, als wäre zu einer rechtmäßigen Ehe von Seiten einer Person des anderen Geschlechts weiter nichts nöthig, als Liebe. Nein, das Mädchen hat noch andere Pflichten, welche durch die Liebe zu einem Manne nicht aufgehoben werden. Was ich hier nur verlange, und wovon ich nicht abgehen kann, ist: daß Liebe nothwendig da seyn muß, wenn eine rechtmäßige Ehe entstehen soll. Die Ruhe des ganzen Lebens, ja die Moralität und Selbstachtung hängt davon ab, und kein Mensch hat ein Recht zu fordern, daß ein vernünftiges Wesen diese aufgeben soll. Alle Rechte der Eltern gehen nicht weiter, als dahin, daß die Tochter nicht ge-

gen ihren Willen heirathe. Sie haben die Pflicht auf sich, für das Beste ihres Kindes zu sorgen, und sie können freilich die Folgen einer solchen Verbindung von ihrem Standpunkte aus besser beurtheilen, als die unerfahrne Tochter. Versagen die Eltern ihre Einwilligung zur Verbindung mit einem Manne, welchen die Tochter liebt, so ist sie in der Regel Gehorsam schuldig: denn sie kann nur sehr selten darüber mit Gewißheit urtheilen, ob die Eltern aus unlautern Absichten, oder aus wahrer Besorgniß für das Wohl ihres Kindes zurückhalten. Handeln sie in einer so wichtigen Sache gewissenlos, so kommt das auf ihren Kopf. Der Tochter Schuldigkeit ist, gehorsam zu seyn. Aber weiter gehn die Rechte der Eltern durchaus nicht. Kein Vater und keine Mutter darf sagen: Diesen oder Jenen sollst du heirathen. Es ist in diesem Falle Pflicht, nicht zu gehorchen und lieber alles zu ertragen, als sich einen Mann aufdringen zu lassen, für den ihr Herz nicht spricht. Ihr Gehorsam wäre sündlich und eine wahre Wegwerfung ihrer Persönlichkeit.

Man sollte doch heut zu Tage auch nicht die geringste Veranlassung geben, so viele Eltern in der eigenwilligen und ungerechten Behandlung ihrer erwachsenen und heirathsfähigen Töchter zu unterstützen. Schriftsteller sollten nicht müde werden, ihnen zuzurufen: Eure Töchter sind nicht euer Eigenthum; sie sind Vernunftwesen, wie ihr selbst, und ihr dürft sie nie als Mittel für eure Zwecke gegen ihren Willen behandeln. Die Menge schreiender Beispiele solcher unglücklichen Opfer des väterlichen und mütterlichen Eigensinnes, ihres Eigennutzes und ihrer Unbesonnenheit fordern ja laut genug dazu auf. Freilich sperret man heut zu Tage die Töchter selten mehr ein, wenn sie nicht gehorchen wollen; aber man braucht andere Mittel, welche bei einem schwachen, unerfahrnen und sanften Mädchen eben so sicher zum Ziele führen und weniger grausam scheinen, ob sie gleich eben so ungerecht sind. Vorstellungen, Bitten, Thränen, Vorwürfe; was soll sie thun die Unglückliche, welche mit solchen Waffen von ihrem geschätzten Vater oder der geliebten Mutter bestürmt wird? Sie gibt sich mit blutendem Herzen dem Manne hin, der ihr un-

ausstehlich ist, und findet wohl gar noch Trost darin, durch ihr theures Opfer die Ruhe ihrer Eltern zu erkaufen. Aber die Reue kommt bald nach, nur leider, wenn es zu spät ist. Leiden ohne Maaß, und am Ende wohl gar Verbrechen und Laster sind die gewöhnlichen Folgen eines solchen unrechtmäßigen Schrittes.

Es mag ein Unglück für ein Mädchen seyn, unverheirathet zu bleiben, so ist es doch gewiß noch ein weit größeres Unglück, mit einem Manne auf Zeitlebens verbunden zu seyn, den ihr Herz zurückstößt. Das bedenkt aber der Unverstand nicht, und bildet sich ein, die Liebe werde sich schon von selbst einstellen, und alles werde sich mit der Zeit schon von selbst geben. Es gibt sich denn freilich; aber Gott weiß, wie? Wer nur einmal in seinem Leben Gelegenheit gehabt hat, den jammervollen Zustand eines Weibes, welche gezwungen wurde, in der Nähe zu sehen, der wird um alles in der Welt willen nie etwas dazu beitragen mögen, dergleichen zu befördern; und wird es niemals billigen, wenn Schriftsteller selbst auf entfernte Weise dazu beitragen, daß dies Unwesen fortdauert. Die

Verfasserin von Elisa hat zwar das Betragen der Mutter nicht ausdrücklich gebilliget; aber dadurch, daß ihre Heldin den Gehorsam gegen die Befehle der Mutter in dieser Hinsicht für Pflicht erkennt, scheint sie doch den Eltern das Recht einzuräumen, die Töchter gegen ihren eigenen Willen zu verheirathen. Darf man das ungetadelt hingehen lassen? Wenn Elisa keine Pflicht hatte, gehorsam zu seyn, und das, denke ich, liegt ja wohl klar genug am Tage, so hatte die Mutter auch wahrlich kein Recht, Gehorsam zu fordern. Dies kann den Müttern nicht genug gesagt werden, weil sie so leicht geneigt sind, es zu vergessen; und man hätte solche Erinnerungen am ersten von einer Schriftstellerin bei so schicklichen Gelegenheiten erwarten können. Das Verdienst, welches sie sich dadurch um ihr Geschlecht erworben hätte, wäre dann sicher größer gewesen, als jezt, da sie darauf auszugehen scheint, die jüngern ihres Geschlechts zu der Sklavenrolle geschickt zu machen, alles geduldig zu tragen, was der Eigensinn von Müttern, Schwestern und Männern ihnen aufzulegen für gut findet, und sich für nichts anders,

als willenlose Naturprodukte zu halten, welche nur der Drath fremder Begierden in Bewegung setzen darf.

Es ließ sich voraus sehen, daß eine Ehe, unter so ungünstigen Vorbedeutungen geschlossen, nicht glücklich ausfallen konnte; und so findet es sich denn auch wirklich. Elisa bemühet sich ernstlich, ihren Geliebten zu vergessen, und ihre Pflichten als Ehefrau auf das gewissenhafteste zu erfüllen. Aber das hilft ihr wenig bei einem rohen, hartherzigen und unempfindlichen Manne. Mit aller Unterwerfung unter seinen Willen; mit aller Sanftmuth bei seiner groben Behandlung; mit aller Gefälligkeit bei seiner Vernachlässigung gelingt es ihr doch nur selten, ihn zufrieden zu machen. Sie wohnen des Sommers auf dem Lande. Hier läuft nun Wallenheim früh morgens bis Abends spät auf der Jagd umher; sieht wenig Fremde bei sich, und wenn er Besuche in der Nachbarschaft machen muß, so macht er sie allein. Elisa ist fast immer einsam dem Nachdenken über ihre traurige Lage Preiß

gegeben. Sie wendet sich an die Unglücklichen ihrer Gegend, und sucht in der Verminderung des Menschenelendes in ihrer Nähe Ruhe und Trost. Wallenheim hat für das Alles keinen Sinn und keine Empfänglichkeit. Er macht ihr Vorwürfe, wenn sie, um einen Unglücklichen zu unterstützen, einige Minuten später zu Tische kommt, als gewöhnlich; er sperret sie eine Zeit lang ein, da er erfährt, daß Birkenstein, ihr vormaliger Geliebter, da gewesen ist, um Abschied von ihr zu nehmen (freilich hätte der auch besser gethan, wenn er weggeblieben wäre!), und zeigt, mit einem Worte, bei jeder Gelegenheit eine rohe und unempfindliche Seele. Sie erträgt alles dies mit hoher Geduld, und setzt den Ausbrüchen seines launigen Eigenwillens nichts entgegen, als Sanftmuth, Nachgiebigkeit und ein eifriges Bestreben, ihm zu gefallen. Wir wollen ihr das gern als Verdienst anrechnen, da sie nun einmal mit ihm verbunden war, und wir nicht weiter daran denken, wie sie dazu gekommen ist. Aber in der Seele eines jeden gefühlvollen Lesers muß sich Alles empören, wenn er zusieht, wie ein liebenswürdiges Weib

Alles, was einen Mann mit empfänglichem Geiste unendlich glücklich gemacht haben würde, an einen Unwürdigen verschwendet, und das nicht aus Liebe, sondern aus so genannter Pflicht. Nach einem Jahre wird Elisa Mutter von einem Sohne, und der Leser freuet sich darüber, weil er hofft, daß diese frohe Begebenheit etwas beitragen werde, ihr die traurige Lage zu versüßen, in welcher sie schmachtet. Da Wallenheim sich selber ein Paar Male einen Sohn gewünscht, und da das Vatergefühl auch sonst wohl einen Bären zahm gemacht hat, so freuen wir uns darauf, Elisens hartes Schicksal einigermaaßen erleichtert zu sehen. Und wirklich scheint es auch, als wenn er anfängt, seiner liebenswürdigen Frau, der Mutter seines Kindes, etwas besser zu begegnen. Sie verschafft sich einigen Einfluß auf ihn; er überläßt ihr sogar die Aufsicht über einen Theil seines Vermögens, und erlaubt ihr in manchen Stücken, ihren Lieblingsneigungen nachzugehen. Elisa empfindet ganz die Pflichten ihres neuen Berufs. Sie hat die besten Absichten bei der Erziehung ihres Kindes, und wir machen uns Hofnung, daß Mutterliebe, Nach-

denken und Klugheit vereinigt wirken werden, um aus diesem Kinde einen guten Menschen zu bilden. Aber die Freude dauert nicht lange. Als der kleine Karl sein viertes Jahr erreicht hat, kündigt Wallenheim der Mutter an, daß er beschlossen habe, den Knaben aus dem Hause zu geben, und ihn in einer öffentlichen Anstalt erziehen zu lassen. Elisa macht ihm auf die sanfteste Art begreiflich, wie über alle Beschreibung albern ein solcher Einfall ist. Sie sagt ihm alles, was sich nur darüber sagen läßt: sie verlangt nur wenigstens noch ein Paar Jahre Aufschub, und bittet ihn flehentlich, doch in einer so wichtigen Sache, wobei das lebenslängliche Wohl seines Kindes auf dem Spiele steht, nicht seinem Eigenwillen zu folgen, sondern andere Leute von Einsicht und Erfahrung um Rath zu fragen. Alles umsonst, car tel est notre plaisir. Das arme Geschöpf wird der Mutter aus den Armen gerissen und fremden Händen übergeben. Sie hat nicht einmal den Trost, mitzureisen, und zu sehen, wo es bleibt; und das wieder aus keinem andern Grunde, als: daran geschieht

un-

unser gnädiger Wille! Elisa weint und — tröstet sich damit, ihre Pflicht gethan zu haben!

Mütter, was sagt ihr zu diesem Heldenmuthe? An euer unbestochenes Urtheil appelliere ich hier. Mutterliebe ist sonst das stärkste Gefühl in der ganzen Natur. Das furchtsame Huhn geht auf den größten Hund muthig los, wenn es Junge zu vertheidigen hat, und zarte Weiber sind Heldinnen geworden, wenn es die Beschützung eines Kindes galt. Ein rechtliches Bauer- oder Bürgerweib hätte Himmel und Erde bewegt, wenn ihr der Mann auf diese Weise hätte ihr Kind nehmen wollen. Aber die excentrische Tugend der Damen von Stande ist über diese gemeine Art zu denken erhaben. Sie hat nur Kraft zu leiden und zu dulden!

„Aber was konnte sie denn thun, wenn er alle „Gründe verwarf, und fest auf seinem Kopfe bestand?" so höre ich hier einwenden und antworte darauf folgendes:

Zuerst hätte sie sagen sollen: das Kind, du Wüthrig, gehört mir wenigstens eben so gut zu,

als dir, wenn nicht noch mehr. Ich trug es unter meinem Herzen: ich litt und duldete um seinetwillen, während du deinen Vergnügen nachgingst. Ich durchwachte für seine Erhaltung die Stunden der Nacht, wenn du im weichen Bette der Ruhe pflegtest. Ich hab' ein Herz für dieses hülfsbedürftige Wesen, wie du es in der ganzen Natur mit alle deinem Gelde nicht wirst erkaufen können. Ich habe, eingedenk meines Berufes, mir Fähigkeit und Einsicht erworben, seine Kindheit zu leiten; und sollte ich darin auch von Andern übertroffen werden, so werde ich doch jeden Fremden an Eifer und treuer Sorgfalt ganz sicher übertreffen. Pflicht und Natur haben mich in diesem zarten Alter zu seiner Erzieherin bestimmt, und es gibt keine Macht auf Erden, die mich davon lossprechen könnte. Ich darf die Verantwortlichkeit, welche auf mir haftet, keinem andern übertragen, und ich würde mich selbst verachten, wenn ich nicht Muth genug hätte, lieber Alles zu tragen und zu dulden, als mir dies theure Geschöpf entreißen zu lassen.

Und hätte das keinen Eindruck auf ihn gemacht; wäre er fortgefahren, auf seinem unvernünftigen Eigenwillen zu bestehen, und hätte er Gewalt gebraucht: so waren alle Bande zerrissen, die ihr Schicksal mit dem seinen verknüpften. Sie mußte ihr Kind nehmen, und von ihm gehn. Alsdenn hätte sie ihre Schuldigkeit gethan, und dann galt der Trost: Ergehe es mir, wie es wolle, ich habe meine Pflicht erfüllt.

„Aber das hätte ja einen eclat gegeben, viel Aufsehn und Lerm gemacht!" Ich verstehe. Nur bin ich der geringen Meinung, daß es uns gar nichts angehen darf, was etwa aus der gewissenhaften Erfüllung unserer Pflichten für uns auf der Welt erfolgt, und ich kann denn doch kein feiges Nachgeben, wo Pflicht und Gewissen so laut, so entscheidend sprechen, für Tugend oder gar für ein Muster von weiblicher Vollkommenheit gelten lassen. Und warum muß denn aus unserm pflichtmässigen Verhalten gerade immer das Schlimmste erfolgen? warum ist man so sehr geneigt, mit der unerschütterlichen Anhänglichkeit an die Gebote der

Pflicht

Pflicht immer Widerwärtigkeit, Kummer und Elend zusammenzudenken? warum mußte es denn gerade zum Aeußersten kommen, wenn Elisa standhaft blieb, und sich durch nichts bewegen ließ, in die Entfernung ihres Kindes zu willigen? war es denn etwa unmöglich, daß Wallenheim, durch den entschlossenen Widerstand seiner Frau erschreckt, zur Vernunft zurück kehrte? daß er sich wenigstens dadurch bewegen ließ, die Sache reiflich zu überlegen? daß er Bedenken trug, Gewalt gegen sie in einer Sache zu brauchen, wo sie sich auf Pflicht und Gewissen, er hingegen nur auf seinen unvernünftigen Eigenwillen stützte? Rechnet man denn nichts darauf, daß auch der ärgste Tyrann sehr ungern das Aeußerste gegen eine achtungswürdige und rechtschaffene Frau wagen wird, weil er wohl weiß, daß in einem solchen Falle alles Parthei für die Unglückliche gegen ihn zu nehmen pflegt, und weil ihm die Meinung anderer Menschen, seiner Freunde und Verwandten, nicht gleichgiltig seyn kann, mag er auch noch so hoch stehen, und mag auch seine Gemüthsart noch so frech seyn? Es konnte, denk' ich, sehr wohl seyn, daß Eins oder das Andere

dere hier eintraf, und es wird wohl Niemand die Unmöglichkeit, ja nicht einmal die Unwahrscheinlichkeit davon zu beweisen sich getrauen. Freilich steht es traurig um das Schicksal solcher Eheleute, wenn es einmal so weit mit ihnen gekommen ist. Aber davon kann gar keine Rede seyn, so bald es nur entschieden ist, daß nicht eingewilligt werden darf. Mag es zur Trennung kommen, wenn es nicht anders seyn kann. Der vor seinem Gewissen gerechtfertigte Theil entbehrt auch nicht einmal den Trost, in den Augen der Gesellschaft gerechtfertigt zu seyn. Welche Obrigkeit würde sie nicht beschützen? welcher gute Mensch würde sich nicht beeifern, ihr durch Gefälligkeiten aller Art das Traurige ihrer Lage zu versüßen? So verderbt sind denn doch die Menschen unsers Zeitalters nicht, daß sie ganz gleichgiltig dabei wären, ob die Unschuld unterdrückt wird, und ob der Despotismus triumphirt, oder ob das Gegentheil geschieht.

Auch muß eine kluge Frau wohl bedenken, daß sie durch ihr gewissenloses Nachgeben in einem Falle nichts für die Zukunft gewinnt, sondern

höchst wahrscheinlich nur noch mehr verliert. Männer aus dieser Klasse bleiben nie bei dem ersten Versuche stehen, sondern sind immer geneigt, noch weiter zu gehen. Was ist einem Unholde nicht möglich, der einmal eine liebenswürdige Frau mißhandeln kann? Stolz auf seinen Sieg wird er bald gar keine Gränzen mehr kennen, keinen Widerstand und kein Widersprechen mehr dulden, und die Arme wird durch jede neue Unterwerfung unter die Anwandlungen seiner Herrscherlaunen nur eine neue und härtere Fessel sich erkaufen. Was er Anfangs wagte, wird er nun als ein wohlgegründetes Recht fordern, und sie wird durch das quälende Bewußtseyn ihrer strafbaren Schwäche auch selbst die Ruhe und das bessere Schicksal einbüßen, welches sie sich durch ihre Nachgiebigkeit zu erringen hoffte.

Wie sehr die Verfasserin darauf ausgegangen ist, Alles recht abentheuerlich zu machen, das leuchtet auch daraus hervor, daß sie ihrer Elisa auch nicht einmal den einzigen Trost gönnt, der ihr bei ihrem unbefugten Nachgeben noch übrig bleiben konnte, den Trost: daß doch nichts Böses dar-

aus für die Zukunft entsprang. Sie erlebt wirklich den Schmerz, daß ihr Karl durch schlechte Erziehung verdorben wird, und es ist sonderbar genug, daß sie sich in der Folge nicht den geringsten Vorwurf darüber macht, und daß es ihr niemals einfällt sich zu erinnern, wie sie durch ihre Feigheit und Schwäche dazu die erste Veranlassung gegeben hat.

Was man vermuthen konnte, trifft nun ein. Wallenheim, der seine Frau nicht liebt, und also offen ist für fremde Eindrücke, fällt in die Hände einer reitzenden, in alle Künste der Verführung eingeweiheten, und dabei, wie sich von selbst versteht, sehr eiteln und sehr verschwendrischen Buhlerin, Rosalie genannt. Die Verfasserin beschreibt uns die Kunstgriffe dieser verschmizten Dirne, wodurch sie Wallenheim anlockt, reizt und festbindet, auf eine Weise und in Ausdrücken, wie wir sie gerade hier auch nicht erwarten. Wallenheim ist so sehr von ihr eingenommen, daß er in seiner Ergebenheit und in den reichen Opfern, die er ihrer

Ver-

Verschwendung bringt, gar keine Gränzen mehr kennt. Er unterhält Rosalien öffentlich (die Familie wohnt nemlich den Winter über in der Stadt). Sie hat ein eignes, prächtig möblirtes Haus, und lebt auf einem großen Fuß. Elisa erfährt das Alles eines Tages zufälligerweise aus den Gesprächen eines Bedienten mit ihrer Kammerjungfer, welches sie im Nebenzimmer anhört. In dieser Erzählung kommt denn auch wieder ein etwas derber Ausdruck vor, den ich in Hinsicht der Bestimmung des Buches wegwünschte. Die Frage ist jezt: welches Betragen ziemt Elisen in dieser gefährlichen Lage anzunehmen? Ich muß gestehen, was sie darüber sagt, das finde ich alles sehr richtig, und billige daher auch ihr anfängliches Betragen von ganzer Seele. Sie beschließt, ihm gar nicht merken zu lassen, daß sie etwas wisse; in ihrem freundlichen gefälligen Betragen gegen ihn sich gleich zu bleiben, und ihn auf keine Weise durch Kälte und Vorwürfe noch weiter von sich zu entfernen. Sie konnte nicht anders, da sie nun einmal mit ihm verbunden war; und wenn auf irgend eine Weise noch Rückkehr zu ihr zu hoffen war, so war

es nur auf diesem Wege. Warum blieb sie nun hier nicht stehen? Eine würdige Frau darf ignoriren und im Falle der Rückkehr vergessen; das ist Alles, was sie darf. Aber Elisa thut mehr und fällt, ihrer Gewohnheit nach, wieder ins Excentrische. Sie erfährt nemlich aus einem Briefe, den Rosalia an Wallenheim schreibt, und welchen Elisa in Wallenheims Abwesenheit, ohne zu wissen, wer ihn geschrieben hat, eröffnen zu dürfen glaubt, daß diese Rosalie in großer Geldnoth ist, und auf der Stelle 3000 Thaler schaffen soll. Elisa entschließt sich sogleich, dieses Geld aufzubringen, und da sie das in der Eile nicht möglich zu machen weiß, so nimmt sie ihre Juwelen und fährt zu Rosalien, um ihr dieselben anzubieten. Wallenheim, der kurz zuvor vom Lande zurückgekehrt war, und statt nach Hause zu gehen, bei seiner Geliebten abgetreten ist, überlegt gerade mit dieser die besten Mittel, das Geld anzuschaffen, welches er gerade auch nicht vorräthig hat, als er seine Frau ankommen sieht. Er spricht der erschrockenen Rosalie Muth ein, zu hören, was Elisa wolle, und verbirgt sich derweile in einem Nebenzimmer. Eli-

sa

sa wird angenommen, tritt herein und erklärt der Rosalia: sie habe ihre Verlegenheit erfahren, und komme, ihr Hülfe anzubieten, so gut es in der Eile möglich sey. Rosalia ist natürlich betroffen über diesen Vorschlag, und weiß nicht, wie sie das nehmen soll.

Jeder sieht leicht, daß hier alles sehr theatralisch zugeht. Gesetzt, Elisa konnte und durfte ihr helfen: so würde sie in einer großen Stadt bei ihrem Vermögen und ihre Verbindungen leicht das Geld auf andere Weise haben anschaffen können. War das aber auch nicht möglich, und mußten die Juwelen versetzt werden: so war es in der Regel, das Geld selbst aufzunehmen und der Rosalia zu schicken; aber nicht selber zu ihr zu gehen. Aber freilich dann wäre alles ganz anders gekommen.

Durfte sie das Geld anschaffen aus ihren Mitteln? Ich sage, nein. Sein Vermögen weggeben, um fremde Lüste zu befriedigen, ist pflichtwidrig. Man kann für sich und seine Kinder einen bessern Gebrauch davon machen. „Aber die Folgen da-

„von: Rosaliens Verlegenheit?“ gingen ihr nichts an. Mit dem Gefängnisse, wovon Rosalie in ihrem Briefe spricht, hatte es ohnedem wohl nichts zu sagen. Man wirft Niemanden Schulden hal=ber ins Gefängniß, so lange er noch Vermögen zu bezahlen hat; und Rosalie hatte, laut ihres Brie=fes, noch alles, was sie für dieses Geld gekauft hatte. „Aber würde nicht Wallenheim das Geld nachher doch bezahlt haben?“ Das mochte er auf seine Verantwortlichkeit hin thun. Sie durfte an solchen unverantwortlichen Verschleuderungen kei=nen Theil nehmen. Jeder thue seine Schuldig=keit, ohne vorwitziges Klügeln über die Folgen. Wer weiß auch, welche guten Folgen diese Verle=genheit und selbst ein wenig Gefängnißstrafe, wenn es denn ja so weit kam, für die Verschwenderin haben konnte? Vielleicht schämte sich alsdenn Wal=lenheim ihrer, half ihr etwa noch einmal, und be=kümmerte sich nicht weiter um sie. Vielleicht kam sie selbst bei dieser Gelegenheit zum Nachdenken über sich selbst, schämte sich ihres schändlichen Ge=werbes, und kehrte auf den Weg der Rechtschaffen=heit zurück. So könnte man noch hundert andere

Vielleichts anführen, wenn so etwas Bestimmungsgrund unserer Pflichten seyn dürfte. Aber gerade das beweist die Unstatthaftigkeit einer Sittenlehre, welche aus diesen Vielleichts: Gesetze für unsere Handlungen ableiten will.

Durfte Elisa das Geld oder die Juwelen zu ihr tragen, und sich ihr, wie sie that, zu erkennen geben? Nein, und das aus folgenden Gründen. Eine rechtliche Frau hat die Pflicht, über sich zu wachen, daß ihre Eifersucht gegen die Geliebte ihres Mannes nicht in Haß oder Rachgier ausbreche. Kann sie außerdem noch, ohne höhere Pflichten zu verletzen, etwas für sie thun, was auf ihre Besserung hinleitet, oder was sonst die Menschenliebe gebeut, so bleibt das freilich Pflicht. Damit ist aber auch alles erschöpft, was sie von sich selbst fordern kann. Sich an die Stöhrerin ihrer Lebensfreuden drängen, sie mit Güte und Vorliebe behandeln (denn gewiß suchte Elisa nicht andere Geldbedürftige auf, um ihnen ihre Juwelen anzubieten), dazu hat sie gar keinen Beruf. Es kann das nicht ohne entfernte Theilnahme an dem Betragen eines solchen Geschöpfs, nicht ohne

anscheinende Billigung desselben geschehen, und das ist durchaus unter der Würde einer rechtschaffenen Frau. Wer liederlich seyn will, der sey es denn doch auf seine Gefahr. „Bessere dich, Un„glückliche!“ — soll das tugendhafte Weib zu einer solchen Person sagen, die ihre Bestimmung mit Füßen tritt — „und dann rechne auf unsere „Theilnahme und Unterstützung. So lange du „aber fortfährst, dem Eheweibe ihren Mann, den „Kindern ihren Vater zu entziehen, verlange nichts „weiter von uns, als was wir auch dem Laster„haften als Menschen schuldig sind.“

Anders sind nun freilich die Reden der Elisa.

„Ich wünschte stets sein (Wallenheims) Glück, „o möchte ers doch finden, selbst in den Armen ei„ner Andern! Ich kann nur bedauern, daß ein „unglückliches Verhängniß es ihm ferne von mir „suchen ließ, ohne ihm andere Fesseln anlegen zu „wollen, als die der Liebe! (mit immer steigender „Wärme; sie ergreift Rosaliens Hand) Werden „sie ihm also, was ich seinen Herzen nicht werden

„konn-

„konnte; vergelten sie ihm wieder Liebe: lassen sie „sie aber nicht blos in sinnlichen Freuden bestehen, „sondern lehren sie ihn auch das Glück kennen, wel„ches zwei Wesen in der Uebereinstimmung ihrer „Seelen finden: daß er mit Entzücken fühlen mag, „daß ein Wesen mit ihm verbunden ist, welches „jedes Gefühl mit ihm theilt; daß er in dieser „Empfindung jede Zufriedenheit und jede Freude „des Lebens finden mag. O darum seyn sie ihm „Geliebte und Freundin! — — (stockend) aber „entziehen sie ihn nicht ganz einer Gattin, die ihn „*liebt*, und die ihre Ruhe der Seinigen aufopfern „will — (mit erstickten Thränen) entziehen sie „meinen Kindern nicht ihren Vater — dann soll „ihnen in der Stunde des Todes mein Dank noch „werden! —“

Was soll das alles hier? ohnmöglich kann es einer Ehefrau Ernst seyn, durch Gunst einer Buhlerin zu erlangen, was sie sonst von ihrem Manne nicht zu erhalten weiß, ein wenig Liebe. Das ist zu unnatürlich, zu widersprechend. Sie kann sich grämen und im Stillen leiden, oder bei dem Bewußtseyn ihrer Unschuld ihr Unglück ruhig ertra-

gen; aber von der Gnade ihrer Unglücksstifterin etwas annehmen, das kann nur eine Romanenheldin. Oder wollte sie vielleicht das Mädchen beschämen durch ihre Großmuth? Dachte sie vielleicht diese Rosalie zur Aenderung ihrer Lebensart, und durch sie auch ihren Gatten zu bewegen? Wenn das ist, welch' einen gefährlichen Schritt that dann Elisa! Das Bessern durch den Weg der Beschämung ist ein mißlich Ding, zumal bei verstockten Sündern. Sie nehmen, was wir thun, gar leicht für Stolz und Pralerei, und werden dadurch oft noch mehr erbittert. Kommt nun noch gar diese Beschämung von derjenigen her, welche durch die Besserung allein gewinnen kann, so müßte man das menschliche Herz sehr wenig kennen, um von einem solchen Schritte sich viel zu versprechen. Sanfte, freundschaftliche, uneigennützige Vorstellungen geachteter Menschen wirken wohl am meisten auf solche Sünderinnen wie Rosalie; aber dazu ist Niemand weniger geschickt, als wer bei ihrer Besserung zu gewinnen hat. Dies war Elisens Fall. Nur durch die dritte oder vierte Hand mußte sie auf Rosalien wirken, sich selbst aber

weislich im Hintergrunde halten, damit ja keine anscheinend eigennützigen Absichten zum Vorschein kamen. Sie hatte sonst das Schicksal der Volkslehrer zu befürchten, welche von den räutigen Schaafen ihrer Heerde oft den Vorwurf anhören müssen, daß es ihnen bei ihren Ermahnungen zur Buße wohl eigentlich nur um die Beichtpfennige der bekehrten Sünder zu thun seyn möchte. Einer Frau von Elisens Verstande konnte das nicht entgehen. Sie mußte wissen, daß sie in aller Rücksicht am wenigsten den Beruf hatte, ihre Nebenbuhlerin vom Sündenwege abzuziehn. Es muß also auch dieser Schritt wohl wie viele andere auf die Sucht, etwas Besonderes, Außerordentliches und Ungewöhnliches zu thun, von welcher sie bisweilen Anfälle hat, geschrieben werden.

Und wenn ihr Plan mißlang? wenn Rosalie ihr Anerbieten nicht annahm? wie stand alsdenn die Rechnung? wahrlich, sie setzte Alles, was sie noch zu setzen hatte, dabei aufs Spiel, wie sich aus dem Folgenden deutlich ergeben wird.

Man denke sich einmal recht deutlich den wahrscheinlichen Charakter dieser Rosalie. Sie ist offenbar eine ausgelernte verschmitzte Buhlerin, die darauf ausgeht, reiche Männer zu fangen und mit ihren Reitzen ein vortheilhaftes Gewerbe zu treiben. Nun aber setzt eine solche Gemüthsstimmung in einem Weibe einen sehr tiefen sittlichen Verfall voraus. Ein Weib, welches sich um Gewinnstes willen Preis gibt, welches sogar die Bande der Schaam und der bürgerlichen Ehrbarkeit von sich geworfen hat, ist gewiß in hohem Grade verderbt, und bei vielem Verstande, Klugheit und Kultur nur um so gefährlicher. So und nicht anders muß uns diese Rosalie, nach alle dem, was wir bis jetzt von ihr wissen, erscheinen. Es fragt sich nun, welchen Eindruck muß wohl wahrscheinlicherweise das Betragen der Elisa, unter solchen Umständen, auf sie machen? Wird sie in ihrem Anerbieten Großmuth finden? Wird sie hinter ihren süßen Worten Freundschaft vermuthen? oder wird sie sich über die triumphirende Nebenbuhlerin ärgern, hinter den freundlichen Reden irgend eine geheime, auf ihren Nachtheil berechnete, Absicht

vermuthen, und alle ihre Klugheit zusammen nehmen, um sich nicht überraschen zu lassen? Wahrscheinlich das lezte. Und was wird die Folge seyn? Elisa wird mit ihren Juwelen abgewiesen werden, und Rosalie, die sich bis dahin vielleicht nicht um sie bekümmert hatte, wird ihre Zeit gelegentlich wahrnehmen, um sich für die Art von Demüthigung, die ihr Elisa zugedacht hatte, zu rächen. Es wird ihr nicht viel Mühe kosten, den Schwächling Wallenheim noch mehr gegen seine Frau aufzuhetzen, und der Riß zwischen beiden Eheleuten wird ärger, wird unheilbar werden. Eine ausgelernte kluge Buhlerin wozu ist die nicht fähig! Sollte sie aber in dem Anerbieten der Elisa, wie auch wohl möglich ist, nur etwa einen Anfall von großmüthiger Schwärmerei finden, was wird denn geschehen? Sie wird ihr alsdenn das Geld abnehmen, und wird sie laufen lassen.

In keinem Falle aber kann sich Elisa schmeicheln, durch diesen Schritt bei Wallenheim etwas zu gewinnen, vorausgesetzt nemlich, daß alles natürlich zugeht. Er liebt Elisa nicht, und hat sie

nie

nie geliebt. Was er für sie empfindet ist eine kalte Hochschätzung ihrer Verdienste, und allenfalls eine gewisse Zufriedenheit mit ihr, daß sie ihn machen ließ, was er für gut fand, und sich um seine Handlungen nicht bekümmerte. Aber jezt wird das Verhältniß anders. Er sieht, sie weiß seine Heimlichkeiten, und hat ihn nichts davon merken lassen. Das sieht schon etwas versteckt und listig aus. Sie hat einen Schritt versucht, durch welchen sie, wenn er gelang, noch höher über ihn zu stehen kam, als sie schon stand. Soll er nun mit Bewußtseyn seiner Unwürdigkeit neben ihr stehen, demüthig ihre Erhabenheit über ihn anerkennen, und sich dadurch auf immer das Recht benehmen, eigenwillig und grob gegen sie zu seyn? So etwas trägt keine stolze, fühllose, mit geheimen Widerwillen angefüllte Seele. Er wird ihre Großmuth alberne Schwärmerei nennen; ihr die geheime Absicht andichten, ihn zu demüthigen, und sich dafür durch Bitterkeit und Kälte rächen. Hier ist kein Mittelweg mehr übrig. Entweder, er muß zu ihren Füßen sinken und reuig um Verzeihung bitten, oder er muß sie als die eitle Tugendheldin,

die ihn zwingen will, sie zu respektiren, als die unbefugte und vorkluge Störerin seiner Freuden nur noch unerbittlicher hassen. Ich überlasse dem unbefangnem Leser zu beurtheilen, welches von beiden wohl am wahrscheinlichsten von einem Charakter wie Wallenheim, der in den Stricken einer verschmizten Buhlerin geht; der zum erstenmale in seinem Leben und freilich auf seine rohe Weise, aber doch mit Leidenschaft liebt, zu erwarten steht. Und nun mögen sie auch hören, wie die Sache in unserm Romane abläuft.

Rosalie weiß nicht, wie sie das Anerbieten der Elisa aufnehmen soll. Aber mitten in ihrer Beschämung und Verwirrung tritt Wallenheim aus seinem Schlupfwinkel hervor, fällt seiner großmüthigen Elisa zu Füßen, erhält Verzeihung; und es erfolgt eine vollkommene Vereinigung zwischen beiden. Rosalie gerührt über die Tugend der Elisa, entsagt von nun an ihrem anstößigen Lebenswandel, erhält dafür manche Lobeserhebung von Seiten Elisens, so wie die Juwelen, und so ist mit einem Male alles wieder in die rechte Ordnung gebracht.

Freilich so etwas war wohl 3000 Thaler werth; wenn man des Gelingens seines Planes nur immer so gewiß seyn dürfte, als es Elisa zu seyn sich berechtigt hält. Schlug die Absicht fehl, so waren 3000 Thaler das Wenigste, was dabei verloren ging. Nach dem Obigen stand noch ganz etwas anders auf dem Spiele, was für alle Reichthümer der Welt nicht wieder zu erkaufen war. Es kann aber nimmermehr erlaubt seyn, was man besitzt in die Schanze zu schlagen, sey es noch so wenig, um etwas dafür zu erlangen, sey es noch so viel, was man nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit schwerlich erlangen wird. So aufs Gerathewohl hin zu wagen, das mag wohl in der Romanenwelt erlaubt seyn; in der Wirklichen ist es das nicht. Es steht alles dabei zu wetten, daß in der wirklichen Welt ein Wallenheim und eine Rosalie ihre Rollen ganz anders gespielt haben würden, und jeder unglücklichen Frau, die sich mit Elisen in einer ähnlichen Lage befindet, steht wohl zu rathen, lieber die vernünftigen Grundsätze, welche sich Elisa Anfangs zu befolgen vorgesetzt hatte, als das kühne Wagestück zum Muster zu nehmen, zu welchem

sich

sich Elisa so unerwartet etnschließt, und wozu ihr eher jedes andere als die vernünftige Idee des Weibes, wie sie seyn sollte, Veranlassung gegeben haben kann.

Um dem Vorwurfe der Kritelei zu entgehen, und um nicht weitläuftig zu werden, übergehe ich manches minder Wichtige, wobei sich etwas erinnern ließe, und eile zu einer Begebenheit, aus welcher mehr, wie aus vielen andern hervor leuchtet, daß wir in eine Romanenwelt, und zwar in keine sehr erfreuliche versetzt sind.

Elisens ältester Sohn Karl, derselbe, welcher im vierten Jahre seines Alters der Aufsicht seiner Mutter entrissen und in einer öffentlichen Anstalt erzogen wurde, ist ein weicher, charakterloser, leichtsinniger Jüngling geworden. Er hat sich dem Kriegesstande gewidmet, und lebt in einer entfernten Garnison ziemlich ausschweifend als Wüstling, Spieler und Schuldenmacher. Elisa hat ihn unabläßig beobachten und absichtlich eine Zeit lang

fortbrausen lassen, weil sie der Meinung ist (wir aber nicht sind), daß ein durch Erziehung verdorbener Jüngling erst eine Zeit lang austoben müsse, ehe man auf seine Besserung denken könne. Jezt aber, da er sein zwanzigstes Jahr erreicht hat, glaubt sie, müsse etwas Entscheidendes geschehen: denn wer sich in diesem Alter nicht bessert, der bleibt ein Wüstling sein Lebelang. Sie entschließt sich, nach dem Aufenthalte des jungen Herrn zu reisen, und mit ihm den Versuch zu machen. Wallenheim, durch eine zwanzigjährige Erfahrung klüger geworden, beweist jezt das größte Zutrauen in die Weisheit seiner Elisa, und läßt sie reisen. Sie kommt unerkannt an, und hört gleich in dem Wirthshause, in welchem sie absteigt, alles bestätigt, was der Ruf ihr gesagt hatte. Sie läßt sich die Wohnung ihres Sohnes zeigen, und da sie erfährt, daß der junge Herr des nächsten Tages wieder ein Bachanal auf seinem Zimmer anstellen wird, so weiß sie sich von seiner Wirthin die Erlaubniß zu verschaffen, in einer Nebenstube ungesehen Augenzeuge der sauberen Wirthschaft zu seyn. Es geht da ziemlich lustig her. Man spielt Karten.

Aber zu anderweitiger Unterhaltung der jungen Wüstlinge sind auch zwei Lustdirnen mit von der Gesellschaft, welche denn so erbauliche Gespräche führen, und mit unter so witzig werden, daß jede andere rechtliche Frau sich ganz sachte wieder davon geschlichen haben würde. Aber Elisa hat ganz andere Absichten. Mitten im Jubel der frölichen Gesellschaft tritt sie aus ihrem Schlupfwinkel hervor, und steht im Hui unter ihnen. Zum Ueberfluß ist auch noch die ganze saubere Gruppe in dem Augenblicke ihres Hereintretens auf einer *beigefügten* Kupfertafel recht anschaulich gemacht *) (vermuthlich, damit die jungen Mädchen, denen man bisher aus übertriebener Besorglichkeit dergleichen Auftritte verborgen hat, ihre Menschenkenntniß bereichern sollen; indem sie nun recht deutlich sehen, wie sich ein Haufen junger Müssiggänger die Zeit zu vertreiben pflegt). Die plötzliche Erscheinung einer wohlgekleideten Frau macht natürlich großes Aufsehen unter der Gesellschaft.

*) In der vierten Ausgabe der Elisa 1799 ist diese Kupfertafel unterdrückt worden.

Staatliche
Bibliothek
Passau

Karl erschrickt, und hält beide Hände vors Gesicht. Einer von den Anwesenden hat zwar Lust, rauh zu werden, wird aber gleich von Karl durch den Ausruf zur Ruhe verwiesen: „Schweig, es ist meine Mutter.“ Die Herren von der Gesellschaft sehen nun wohl, daß heute nichts weiter zu machen ist, und fangen an, abzuziehen. Aber Einige haben noch Forderungen, die sie gern noch vorher berichtigt gesehen hätten. Der Erste erhält für seine Forderung an Spielschuld Elisens Uhr (da in der Folge noch ansehnliche Geldsummen zum Vorschein kommen, so dünkt es Unser Einem natürlicher, die Uhr so lange zu sparen, bis das Geld vergriffen ist, wenigstens nicht den Anfang damit zu machen). Die Andern scheinen für heute nicht auf ihren Forderungen bestehen zu wollen, denn sie entfernen sich ehrerbietig. Aber nicht also die beiden Lustdirnen. Diese bestehn auf 5 Louisd'or für Jede, die man ihnen versprochen hatte. Herr Karl sucht zwar den Satz geltend zu machen: wo die Bedingung wegfällt, da fällt auch das Bedingte weg. Aber sie wenden dagegen ein: daß ein rechtlicher Kontrakt nicht einseitig aufgeho-

ben werden könne, und daß, wenn der eine Theil zu leisten bereit ist, der Andere mit Fug und Recht zur gegenseitigen Leistung angehalten werden könne. Dies Alles wird mit einer solchen Deutlichkeit und Bestimmtheit abgehandelt, daß man sich nicht enthalten kann, in die Seele der armen Weiber und Mädchen roth zu werden, welche das lesen oder hören müssen. Alle Vorstellungen Karls sind indessen vergeblich; die Mädchen verlangen ihr Geld. Endlich macht Elisa dem Streite durch Aufzählen von 10 Louisd'or ein Ende, und augenblicklich gehen die Mädchen fort.

(Daß Elisa hier etwas thut, wozu sie weder von einem bürgerlichen Richterstuhle verurtheilt noch durch ihr eigen Gewissen verbindlich gemacht werden konnte, darf ich ja wohl nicht erst beweisen. Man kann, denke ich, 10 Louisd'or nützlicher anwenden, als sie solchen nichtswürdigen Geschöpfen zuzuwerfen. Und was die Drohung der Mädchen betrifft, Karln zu verklagen, so ist diese in einem hohen Grade lächerlich. Welche Obrigkeit hier zu Lande würde nicht eine solche Klage mit Verachtung abweisen müssen!)

Bald nachher zeigt sich ein Haufen Gläubiger mit Rechnungen und Schuldverschreibungen, deren Werth sich auf 2000 Thaler beläuft. Elisa zahlt 100 Louisd'or baar, und gibt Sicherheit für das Uebrige. Karl ist bei dem Allen tief beschämt, und läßt sich alles gefallen, ohne ein Wort zu sagen. Selbst da er hört, daß dies Geld zu den Annehmlichkeiten seines Vaters und seiner Schwester bestimmt war, steht er stumpfsinnig da und hat nichts dawider. „O ich werde — ruft Elisa „aus — die Klagen des Vaters über den Sohn „hören müssen, der ihm nichts übrig ließ, als das „bloße Stück Brod! Ich werde meine süße Henriette in den Jahren der Freude sehen, und ihr „jedes Mittel zum Vergnügen entziehen müssen! „Ich werde euch sehen, meine bedrängten Brüder, „euer Elend empfinden, und euch nicht helfen können? Karl, das schmerzt mich. O gern opferte „ich dir Alles, was ich besitze, müßte ich dir nicht „Pflichten gegen meine unglücklichen Mitmenschen „aufopfern.“ (Ist dem wirklich so, wie unverantlich handelte dann Elisa! Wer darf sich und den Seinigen das Nothwendige entziehen, um die

Spiel=

Spielschulden eines jungen Wüstlings zu bezahlen? War es aber nicht so arg, als sie es machte; spiegelte sie nur, wie es den Anschein hat, ihre Umstände so schlecht vor, um in der Seele des jungen leichtsinnigen Menschen einen recht tiefen Eindruck seiner Schuld zu bewirken, so war ihr Betragen gegen die Pflicht der Wahrhaftigkeit, und also tadelnswürdig. Ich soll nichts Böses thun, damit etwas Gutes heraus komme.)

Karl weint noch einige Zeit in ihren Armen und wird alsdenn angewiesen, sich auf den folgenden Tag zur Abreise nach Wallenthal fertig zu halten. Er bittet sich Urlaub aus und kommt des andern Morgens fertig in ihren Gasthof. Mit Erstaunen hört er, daß sie kein Geld mehr hat, Pferde zu bezahlen, und daß sie entschlossen ist, die Rückreise zu Fuß zu machen. Er wendet zwar dies und das dagegen ein, läßt es sich indeß doch am Ende gefallen, mit ihr und den Bedienten Gesellschaft zu machen. (Ein andrer junger Mensch hätte lieber das lezte Hemd versezt, eh' er eine geliebte und würdige Mutter zwanzig Meilen hätte zu Fuß reisen lassen; aber dieses zwanzigjährige Kind hat

daraus eben so wenig Arges, als seine abentheuerliche Mutter aus der Unschicklichkeit und Gefährlichkeit ihrer Unternehmung.) Die Karavane zieht des Morgens durch die Stadt; und hier wird er doch ein wenig beschämt, daß man ihn und seine Mutter in diesem Aufzuge sieht. Sieben Tage dauert der Zug; denn freilich eine Frau von Elisens Stande ist des Gehens nicht gewohnt, und kann den Tag nicht füglich mehr als drei Meilen zurücklegen. Am Ende des siebenten Tages kommt die Reisegesellschaft ein wenig ermüdet, aber doch gesund und glücklich in Wallenthal an.

Ueber das Alles noch einige Bemerkungen.

1) Das ganze sonderbare Benehmen der Elisa ist unter der Würde einer rechtlichen Frau. Erfährt die Mutter, daß ihr erwachsener Sohn in der Fremde auf verbotenen Wegen geht, so mag sie ihm schriftlich herzliche und mütterliche Vorstellungen machen, ihn zu sich kommen lassen, und Alles versuchen, was ihr Liebe und Klugheit eingeben. Aber ihm nachzukriechen auf seinen

nen Schleichwegen, ihn zu belauschen, wenn er mit Buhldirnen und Spielgesellen ein schändliches Fest feiert; ihn, da er sichs am wenigsten versieht, zu überfallen u. s. w., das steht kaum dem Vater, aber niemals der Mutter an. Die Sphäre der Frau und Mutter ist das Haus, und was sie da sagt und thut, das hat Gewicht und Nachdruck. Aber so bald sie diese verläßt, umher reiset und Abentheuer aufsucht, sey auch ihre Absicht noch so gut; sie wird uns lächerlich.

2) Ihr Betragen ist unbesonnen. Der erwachsene Sohn, den der Staat durch Uebertragung eines Amtes mündig erklärt hat, steht nicht mehr unter der Aufsicht der Eltern, und am wenigsten der Mutter. Er ist ihr im strengsten Sinne gar keine Rechenschaft von seinem Betragen mehr schuldig, und sie hat keine Gewalt mehr über ihn, als die er ihr aus Liebe und Achtung über sich einräumen will. Dies muß die Mutter wohl bedenken. Sie setzt sich der Gefahr aus, ihn

völlig von sich zu entfernen, wenn sie sich ihm nicht mehr als treue, für sein wahres Wohl besorgte Freundin, sondern als seine Sittenaufseherin ankündigt, welches sie doch ihrem ganzen Verhältnisse nach nicht weiter seyn kann. Sie muß ehrwürdig in seinen Augen seyn; er muß fürchten, daß sein Betragen ihr trübe Stunden mache, und das muß sie weniger durch Räsonnement als durch wirkliche Achtungswürdigkeit in ihrer häuslichen Sphäre zu bewirken suchen. Tritt sie aus diesem natürlichen Verhältnisse heraus, spüret sie seine Bekanntschaften, Zeitvertreibe und Ausschweifungen auf, überfällt sie ihn bei seinen Gelagen, und läßt sich darüber in unschickliche Erläuterungen und Sittenpredigten ein, so sieht er in ihr nicht mehr die Mutter, sondern die Zuchtmeisterin. Sie kann sich aber darauf verlassen, daß sie in diesem Gesichtspunkte allen übrigen Einfluß auf ihn einbüssen, und ihm endlich völlig widerlich werden wird. Dem erwachsenen Jünglinge dünkt nichts so unerträglich, als

von der Mutter sich gängeln zu lassen. Er flieht sie, wenn er kann, und hat er etwa ihren Geldbeutel nöthig, so heuchelt er ihr was vor, schmiegt sich anscheinend unter ihren Willen, entschädigt sich für diesen Zwang hinter ihrem Rücken und wird nun um so schlimmer. Dahin darf es eine kluge Mutter nie kommen lassen. Hat sie sein Zutrauen und seine Liebe verloren, so kann sie nichts mehr über ihn vermögen, und er wird schon seine Maaßregeln darnach zu nehmen wissen, daß ihr ins künftige verborgen bleibt, was sie nicht erfahren soll.

Wenn auch Karl über Alles eben gesagte wegsehen konnte, wie doch schwerlich der Fall seyn wird; so ist doch nichts gewisser, als daß er ihr die demüthigende Rolle nie vergeben wird, zu welcher sie ihn in Gegenwart seiner Standsgenossen zwang. Nach der ganzen Denkungsart dieses Standes konnte ihm nicht leicht etwas Unangenehmers begegnen, als die Erscheinung seiner Mutter auf seinem Zimmer. So oft er künftig die

Schrau-

Schraubereien seiner Kameraden über sein erbärmliches Gesicht und über seine barmherzige Miene, als Mama hereintrat, und die saubere Wirthschaft entdeckte: so oft er, sage ich, dergleichen anhören müssen und darüber in Zänkereien und Händel verwickelt werden wird, welches schwerlich ausbleiben kann; so oft wird sie in seiner Werthschätzung verlieren, und in seinen Augen zur unbesonnenen und vorklugen Zuchtmeisterin herabsinken. Auf die andern jungen Leute mußte die Erscheinung der Elisa aber den widerlichsten Eindruck machen. Sie sahen in ihr nicht die würdige Frau; denn diese drängt sich nicht zu, um mit aller Gewalt etwas zu sehen, was man vor ihr verbergen will: auch nicht die kluge, liebende Mutter; denn diese wird eher Alles thun, als ihren geliebten Sohn dem Gelächter seiner Kameraden Preis geben. Das Natürlichste ist, daß sie Alle hingehen und sich über das „närrische Weib" lustig machen, besonders wenn noch der Auszug aus der Stadt und die Fußreise von zwanzig Meilen dazu kommt. Es bedarf nur wenig Welt- und Menschenkenntniß, um das Gesagte wahr zu finden.

3) Das Betragen der Elisa war endlich auch völlig unzweckmässig. Durch alle diese theatralischen Aufzüge denkt sie, wie wir lesen, ein recht tiefes Gefühl seiner Schuld in Karl zu bewirken. Aber da er noch stumpfsinniger hätte seyn müssen, als er schon war, um nicht zu merken, daß sie Comödie mit ihm spielte, so wird schwerlich in seinem Gemüthe entstehen, was sie wünscht. Und welches Gefühl von Schuld konnte denn wohl in ihm entstehen, selbst wenn er treuherzig genug war, Alles zu glauben, was sie ihm vorsagte? Doch kein Anderes als dies: seiner guten Mutter kummervolle Stunden gemacht zu haben; und welche Entschlüße für die Zukunft konnten aus diesem Gefühle seiner Schuld wohl hervorgehn? Doch wohl keine Andern, als die: künftig nichts zu thun, worüber seine Mutter unzufrieden seyn, und Alles zu thun, was ihr Vergnügen machen könnte. Dazu ist nun gerade nicht nöthig, sich gründlich zu bessern und ein tugendhafter Mensch zu werden,

den, sondern nur recht klug und vorsichtig zu seyn, damit sie nichts erfährt; alles Auffalende zu vermeiden; keine großen Schulden mehr zu machen; (welches ohnedem kein sehr behaglicher Zustand ist) Trinken, Spielen und Ausschweifen hübsch mässig und vor allen Dingen recht geheim zu treiben; mit einem Worte, seine Maaßregeln so zu nehmen, daß die etwaigen Folgen seiner Lieblingssünden nicht gar zu offenbar an Tag kommen und vor allen Dingen der Mutter nicht bekannt würden. Das war das Allerhöchste, was sie sich von ihr'en abentheuerlilichen Anstalten und von allen ihren Predigten vor der Hand versprechen konnte. Der rohe leichtsinnige Jüngling wird ein vorsichtiger Heuchler werden. Das ist Alles, was sie bewirkt hat. Von aufrichtiger Herzensbesserung, von inniger Reue über die nutzlose Verschwendung der köstlichen Zeit, und von redlicher Verabscheuung, nicht der Folgen, sondern der Sünde selbst, ist gar keine Rede gewesen. Der arme Jüngling soll

nur

nur einsehen, daß er sich betrogen hat; daß auf diesem Wege keine Freude zu finden ist, und daß man das Ding anders anfangen müsse, wenn man glücklich werden will. Seine Laster sind Rechnungsfehler, die er theils aus Unkunde der Regeln, theils aus Mangel an Aufmerksamkeit begangen hat. Das soll er begreifen; soll sich künftig vornehmen seine Unwissenheit zu ergänzen, um seine Angelegenheiten mit mehr Nachdenken und Ueberlegung zu treiben.

„Aber vielleicht ist dies nur der Anfang seiner „Besserung, etwa eine nothwendige Vorübung. „Vielleicht soll er nur durch diese vorläufige Erschütterung empfänglich gemacht werden, die bessere Belehrung, die sie ihm zugedacht hat, aufzunehmen, und eine Total-Reformation seiner „Denk- und Handlungsweise soll von dem Allen „die Folge seyn. Darum nimmt sie ihn ja mit „sich nach Wallenthal, wo sich ihr Besserungsplan „weiter entwickeln wird.“ Wenn das wäre, so hätten wir nichts gegen die Absicht, obgleich, wie

sich

sich aus dem Vorhergehenden ergibt, immer noch sehr viel gegen die Ausführung. Laßt uns nun sehen, wie die Sache in Wallenthal getrieben wird. Dort muß es sich zeigen, worauf sie es eigentlich angelegt hatte.

Das erste, was dort geschieht, ist, daß Elisa ihm die Freundschaft eines wackern jungen Mannes, Felsing genannt, verschafft, der in der Folge sein Schwager werden soll. Diesem wird aufgetragen, „Karln das Gute in einem Lichte vorzustellen, welches ihm es lieben mache." Sie selbst flößt ihm Liebe zu Beschäftigungen ein, sucht ihm Gefühl für das wahre Schöne beizubringen, macht ihm Lust zu lesen, bildet und erweitert seine Begriffe, und macht ihn empfänglich für jede Naturscene. Hat er einen frölichen Tag in Gesellschaft seiner Eltern und seiner Freunde durchlebt, so macht sie ihn aufmerksam darauf, und läßt ihn seine jetzigen Gefühle mit seinen vorigen vergleichen, und siehe da, er findet sich glücklicher. War er einmal bei einem der ländlichen Feste, die Elisa fast täglich anstellte, recht vergnügt, so rief sie ihn

aus

aus dem Kreise der Mädchen und Jünglinge, wo froher Scherz von eines jeden Lippe floß, und sie auf dem Rasen mit jugendlichen Spielen und Tänzen die Stunden hinweggaukelten, ließ ihn in das Zimmer kommen, und setzte ihn an einen L'hombre- oder Pharo-Tisch. Allein der Glanz des Geldes konnte Karln nicht mehr den Reitz des Vergnügens ersetzen. Sie gab sich bei dem Allen gar nicht das Ansehn, ihn zu bessern, er hörte von ihr keine Vorwürfe mehr; keine langweiligen Ermahnungen scheuchten ihn aus der Gesellschaft seiner Mutter; nein, an der Hand der Freundschaft leitet ihn Elisa auf den Weg, auf welchem sie wünschte, daß er fortgehen sollte.

Nachdem das Besserungsgeschäft auf diese Weise zwei Monate in Wallenthal getrieben war, so ist der gute Jüngling fertig. Sie sorgt nur noch dafür, daß er nicht wieder unter seine ehmaligen Gesellschafter geräth, und es gelingt ihr, den General des Regiments, bei welchem Karl steht, zu bewegen, daß er ihn in eine andere Garnison schickt. Uebrigens ist sie seinetwegen nun völlig ruhig. Er hat in dieser Zeit viel an der Bildung

seines Verstandes und Herzens gewonnen. Seine Grundsätze sind fester, seine Begriffe von den wahren Gütern des Lebens richtiger geworden; auch ist die Gewohnheit in ihm entstanden, in seinen Handlungen den Gesetzen der Vernunft zu folgen.

Glück zu! möchte man rufen, wenn das lezte der Fall ist. Aber ich fürchte, der Menschenkenner wird eben so sehr über Elisens gutmüthige Zuversicht lächeln, als der Philosoph über ihre Unkunde der menschlichen Natur und über ihre unrichtigen Begriffe von Wesen der Tugend. Das Wahre an der Sache ist: daß er in seiner sittlichen Veredlung, so viel wir urtheilen können, wenig Schritte weiter gekommen ist, und weit entfernt, in den Tempel der Tugend eingedrungen zu seyn, kaum die niedrigsten Stufen des Vorhofes erreicht hat. Auf ihn trifft ganz eigentlich zu, was der ehrwürdige Gellert so einfach und wahr sagt:

Nicht jede Besserung ist Tugend;
Oft ist sie nur ein Werk der Zeit.

Die wilde Hitze roher Jugend
Wird mit den Jahren Sittsamkeit.
Und was Natur und Zeit gethan
Sieht unser Stolz für Tugend an.

Oft ist die Aendrung deiner Seelen
Ein Tausch der Triebe der Natur.
Du fühlst, wie Stolz und Ruhmsucht quälen,
Und dämpfst sie: doch du wechselst nur.
Dein Herz fühlt einen andern Reitz,
Dein Stolz wird Wohllust oder Geitz.

Setze man in der zweiten Strophe statt Stolz und Ruhmsucht etwa: Spielen und Ausschweifen, so ist die Anwendung leicht zu machen.

Freilich, wenn in dem Menschen nichts weiter angetroffen wird, als das Bestreben sich glücklich zu machen; wenn alle Aufklärung, alle Vernunftbildung, und alles Dichten und Trachten nur dahin gehen darf, dies auf die dauerhafteste Weise zu bewirken; wenn die Tugend nichts weiter ist, als die Kunst, recht weit in die Ferne zu sehn,

was unsere Handlungen für Folgen haben werden; und etwa noch die Gewohnheit, die jedesmalige Aeußerung der eigennützigen Triebe den Klugheitsregeln zu unterwerfen, die wir uns durch Erfahrung und Nachdenken gemacht haben: wenn das und noch vieles andere, was nicht wahr ist, als wahr und richtig vorausgesetzt wird, so kann Elisa Recht haben. Der Mensch in diesem Gesichtspunkte ist eine künstliche Maschine, die von jeder andern Maschine nur darin unterschieden ist, daß sie das traurige Vorrecht besitzt, sich einzubilden, sie sey keine. Einmal in Gang gebracht, geht sie nach ewigen und unwandelbaren Naturgesetzen unaufhaltsam ihren Weg fort. Der erste Stoß wird ihr von außen gegeben. Die nothwendigen Gesetze ihrer Bewegung liegen in ihr selbst: aber die Richtung erhält sie wieder ganz und gar von außen. Gebunden an ihren Trieb nach Vergnügen, kann sie weder rechts noch links, und daß sie denn doch bisweilen freithätig ihre Richtung zu verändern scheint, das kommt bloß daher, daß sie einmal heller und das andere mal dunkler ihr Ziel sieht; und dies wieder daher, daß ihr von außen eine Haut nach

der andern vom Auge weggezogen, oder auch eine nach der andern darüber gezogen wird, ohne daß sie es verhindern kann. Einen Menschen bessern, heißt nach dieser Theorie: ihn in die Lage bringen, recht deutlich zu sehen, wie viel ein jedes Ding rund um ihn her beiträgt, die Summe seines Wohlseyns zu vermehren. Weiß er das, so weiß er Alles, was er zu wissen nöthig hat. Um den Willen braucht man sich dabei gar nicht zu bekümmern, der folgt nach nothwendigen Gesetzen der Einsicht des Verstandes von selbst nach; und es ist absurd zu glauben, daß der Wille auch auf etwas anders gehen könnte, als auf das Gute, d. i. auf die höchste Summe des Vergnügens. Es kommt dabei alles auf Belehrung, Unterricht und Erziehung an; und die Besserung ist gar keine Sache des Herzens, sondern bloß und allein des Verstandes. Wer recht viel weiß, weit in die Ferne sehen kann, und die Fertigkeit erlangt hat, der plötzlichen Aeußerung seines Triebes so lange zu widerstehen, bis er sich seiner bisherigen Erfahrungen und seiner daraus gebildeten Regeln bewußt wird, der ist der tugendhafte Mensch. Ihm dazu helfen

durch Rath, Unterricht und Belehrung, das heißt an seiner Besserung arbeiten.

Die Vertheidiger dieser Lehre nehmen es zum Theil gewaltig übel, wenn man ihnen sagt: ihre Tugend sey wohlberechneter Eigennutz; ihre Sittenlehre sey Klugheitslehre; ihr Wille sey der Trieb nach Vergnügen, und ihre Freiheit sey Naturnothwendigkeit. Auch ist es mir wohl bekannt, daß sie allerhand Ausflüchte in Bereitschaft haben, um der fürchterlichen Consequenz ihres Lehrgebäudes zu entgehen, durch welches in der That alle wahre Moralität über den Haufen geworfen wird. Aber ich lasse mich hier nicht weiter darauf ein, da ich mir vorgenommen habe, weiter unten diese Lehre mit allen ihren Consequenzen und Ausflüchten umständlicher zu prüfen. Bis dahin bitte ich den aufmerksamen Leser, sich zu gedulden.

Nur noch ein Wort an die Verfasserin von Elisa über die lezte Begebenheit. Es ist mir während des Lesens dieses Buchs oft der Zweifel angekommen, ob auch das Alles wohl wirklich ein Weib geschrieben haben könnte. So oft ich auf

Stel-

Stellen traf, aus welchen mehr oder minder deutlich die Absicht hervorzuleuchten schien, dies Geschlecht der willkührlichen Herrschaft der Männer zu unterwerfen, und es zu tauglichen Werkzeugen für die Befriedigung unserer Begierden herabzuwürdigen, kam es mir immer sehr schwer an, zu glauben, daß eine Person dieses Geschlechts zu einem solchen Hochverrathe habe die Hand bieten können. Ich fand es nicht unwahrscheinlich, daß irgend ein herrschsüchtiges und unverständiges Mitglied des meinigen die Maske der gebildeten Frau angenommen habe, um seinen Unterjochungsplan desto sicherer durchzusetzen. Indessen fiel mir wieder ein, daß auch ein edles Weiberherz und ein sonst richtiger Verstand, durch eine falsche Theorie irre geführt, auf Paradoxen verfallen könne, die in ihrer strengen Folgerung auf ganz etwas Anders hinausliefen, als auf das, was sie sich in ihrer Einseitigkeit als Folge dachte. Aber stärker wurde mein Zweifel, wenn ich die Zueignung an alle deutsche Mädchen und Weiber mit manchen Stellen des Buches verglich, die ich in meiner Beurtheilung hin und wieder angedeutet habe, und

auf Verlangen nachweisen kann, in welchen jenes Zartgefühl ganz und gar fehlt, mit welchem gesittete Frauen in zahlreichen Gesellschaften, und also noch mehr in der zahlreichsten von allen, der Lesewelt, über gewisse Dinge zu reden pflegen. Wie kommt doch, sagte ich mir oft, eine gebildete Frau zu einer genauen Kenntniß von Dingen, mit welcher die rohesten Jünglinge nur unter ihres gleichen prahlen, aber niemals den Ohren gesitteter Frauen und Mädchen damit beschwerlich fallen? und vor allen Dingen, was kann sie bewogen haben, so etwas nicht etwa bloß anzudeuten, sondern ohne alle Rücksicht ganz offenherzig davon zu sprechen? Dies ist besonders der Fall in dem Auftritte mit den Buhldirnen. Wozu die Ausführlichkeit in der Schilderung des Benehmens dieser Geschöpfe, wozu ihre ekelhaften Gespräche? Was sollen deutsche Mädchen und Frauen daraus lernen? Ist es denn so nothwendig, daß sie hier lernen, was sie sonst vielleicht gar nicht erfahren hätten und auch gar nicht zu wissen brauchten, daß es Auswürflinge ihres Geschlechts gibt, die mit ihrer größten Schande ein Gewerbe treiben? oder ist es schon

so

so weit mit uns gekommen, daß unsere Mädchen und Frauen eine Anweisung nöthig haben, sich gegen die Geschöpfe dieser Art mit Würde zu betragen? Ich denke, sie haben das gar nicht nöthig; denn sie brauchen das gar nicht zu wissen, ob sie da sind; und ihre Pflicht wird nicht darin bestehen, sie zu bezahlen, sondern sie zu fliehen. Der junge Mann, der in die Welt tritt, kann ohne sein Verschulden mit ihnen zusammen treffen, und es kann ihm nützlich seyn, im Voraus zu wissen, wie sie denken und worauf sie ausgehen, damit er im Stande sey, sich mit Würde gegen sie zu benehmen. Aber das kann nie der Fall mit einem rechtlichen Weibe werden. Ihre Sphäre ist durch Natur und bürgerliche Einrichtung so beschränkt, daß sie eben nicht fürchten darf, mit jenen Geschöpfen zusammenzukommen. Ihr Wirkungskreis ist das Haus, und dahin werden sich Jene wohl nicht wagen. Nur durch den vorklugen Austritt aus dieser Sphäre, durch das unbefugte Wirkenwollen, wo keine Pflicht sie hin rief, und durch das unschickliche Ringen nach Abentheuern kann sie in Verhältnisse mit ihnen kommen. Allein das ist gerade,

was wir an Elisen tadeln. Hätte sie sich innerhalb ihrer Gränzen gehalten, so kam sie gar nicht in die Lage etwas zu sehen und zu hören, was nicht für sie gehörte, und es bedurfte dann keiner Anweisung, sich dabei schicklich zu benehmen.

Mag dergleichen zu lesen auch eben nicht gerade zu schädlich seyn für ein unschuldiges Mädchen, wobei indessen doch noch Eins und das Andere zu bedenken wäre, so möchte ich wohl wissen, was es denn nützen könne, ihre reine Einbildungskraft mit ekelhaften Bildern zu beflecken? Welche Mutter oder Erzieherin kann es aushalten, dergleichen vorzulesen, oder sich vorlesen zu lassen? Es ist weit besser, alle solche Gemählde der Weiberentehrung von dem Auge der Unschuld zu entfernen. Schon der bloße Gedanke ist ein Pesthauch, welcher die junge Seele nicht nur betrübt, sondern ihr ein schaamvolles Erröthen abzwingt, welches wenigstens etwas — sehr Unnöthiges ist.

Wir kommen jezt zu Elisens lezten Lebensauftritten. Ihr ganzes Leben hindurch ist sie thätig gewesen, Kummer und Elend in der Welt zu mindern, Wohlseyn und Zufriedenheit um sich her zu verbreiten. Auch die lezten Lebenstage sind durch Gutesthun, und besonders durch wohlthätige Sorge für ihre bedürftigen Nebenmenschen ausgezeichnet. Jezt wirft eine gefährliche Krankheit sie aufs Lager. Sie sieht ihren lezten Augenblick herannahen und zittert nicht. Sie findet Ruhe in dem trostvollen Bewußtseyn, nach bestem Vermögen ihre Pflicht in der Welt gethan zu haben. Ihr Gatte hat, durch viele Erfahrungen überzeugt, endlich angefangen ihren Werth zu schätzen. Ihr Sohn ist gebessert. Ihre Tochter wird durch die Verbindung mit einem rechtschaffenen Manne glücklich. Sie kann mit Ruhe aus der Welt gehen. In dieser Stimmung ist es nun, in welcher sie ihrer Familie das unerwartete Bekenntniß ablegt: „Der Tod wird mir nur schwer, weil ich euch verlassen muß. Um die Zukunft bin ich unbekümmert. Zwar habe ich keine Gewißheit über die Unsterblichkeit unserer Seele; allein ich habe

„doch

„doch immer geglaubt, daß etwas in uns sey, wel„ches fortdauert, auch wenn die itzige Organisa„tion unseres Wesens aufhört. Doch dem sey, „wie ihm wolle, sterben ist ewiges Gesetz der Na„tur! Ich dachte mir oft die Zerstörung meines „Wesens und bin dazu bereit.“

So oft ich diese Stelle lese und wieder lese, so oft kehrt der Zweifel in meine Brust zurück: kann das ein Weib geschrieben haben? So weit ich dieses Geschlecht kenne, scheint mir ein solches Geständniß in dem Munde eines Weibes höchst unnatürlich. Ich habe Männer gekannt, die an der Unsterblichkeit der Seele zweifelten: aber niemals ein Weib. Im Gegentheil habe ich noch immer gefunden, daß dieser Glaube, so wie alle andere religiöse Ideen, in den Herzen der Weiber weit tiefere Wurzeln geschlagen hatten, als in den Herzen der Männer. Da sie diesen Glauben unter uns schon mit der Muttermilch einsaugen; da Alles, was sie in Kirchen und Schulen hören, auf diesen Glauben, als auf etwas Ausgemachtes und Gewisses, fortbauet; da sie durch ihre Geschlechtsbestimmung weit mehr, als wir, der Kränklichkeit, der

Hinfälligkeit, dem Tode unterworfen sind; da sie überhaupt weit mehr aufgelegt sind, zu empfinden, als zu räsonniren, und das Trostvolle dieses Glaubens bei dem Verluste geliebter Eltern, Gatten und Kinder so oft erfahren haben; da sich an diesen Glauben so leicht die süße Hofnung des Wiedersehens der Geliebten anknüpft, welche weit inniger und tiefer als bei uns in einer Weiberseele sich eingräbt: so scheint es mir etwas höchst Seltnes und Außerordentliches, daß ein Weib, und zwar ein edles und tugendhaftes Weib, so gleichgiltig von diesem Glauben spricht, und die Idee der Vernichtung so ruhig ertragen kann. Steht Elisa wirklich auf dieser Höhe, so muß man wenigstens gestehen, daß sie alle Weiblichkeit rein ausgezogen hat.

Doch das ist kein Einwurf gegen die Sache selbst. Sieht es wirklich so mißlich um unsern Glauben an die Fortdauer nach dem Tode aus, als die Verfasserin anzunehmen scheint: so verdenke ich es ihr zwar nicht, daß sie damit nicht heucheln will; aber immer werde ich es tadeln, daß sie ihre Zweifel in einem Buche bekannt macht, wel-

welches den Jüngern ihres Geschlechts in die Hände gegeben werden soll. Was sie darüber in der Vorrede sagt, das hebt meinen Vorwurf nicht auf. Ihr kann nicht unbekannt seyn:

1) Daß die scharfsinnigsten Spekulationen der größten Denker zwar nie so weit gekommen sind, die Unsterblichkeit der Seele unwiderlegllich zu beweisen; daß aber eben so wenig, durch die absichtlichsten und schärfsten Untersuchungen das Gegentheil hat ausgemittelt werden können (die ungleich größere Zahl der größten Philosophen hat sich ganz augenscheinlich zu allen Zeiten mehr auf die bejahende, als auf die verneinende Seite geneigt).

2) Daß zu allen Zeiten nicht bloß die große Menge, sondern auch die vernünftigsten, aufgeklärtesten und tugendhaftesten Menschen diesen Glauben, ganz unabhängig von aller gelehrten Spekulation gefunden, genährt, und als ein köstliches Kleinod in ihren Herzen bewahrt haben; daß sie im Vertrauen

auf

auf diesen Glauben, sie mochten ihn nun
ner geoffenbarten Religion, einem dur
Gefühle oder einem deutlich erkannter
nunftgrunde zu verdanken haben, s
erlitten, gewagt, erduldet und v om-
men haben.

3) Daß dieser Glaube, er komm woher
er wolle, in keinem denkbaren der Rei-
nigkeit der menschlichen Tugen der selbst
der Glückseligkeit im Wege st sondern
daß er im Gegentheil der Tuge hre Herr-
schaft erleichtert, den Leiden getröstet,
und dem Verzagten Muth und fnung ein-
geflößet hat.

Ist dem also, was kann eine ftstellerin
bewegen, diesen Glauben in einem e anzuta-
sten, welches Menschen in die Hän geben wer-
den soll, die an diesem Glauben mit ersicht hän-
gen, und ihn wohl größtentheils ni hne Nach-
theil ihrer Tugend einbüßen würden Um Wahr-
heit und Aufklärung kann es hier t zu thun
seyn. Auf dem spekulativen Gesich nkte, auf
wel-

welchem die Verfasserin die Sache ansieht, ist, um das Aeußerste einzuräumen, keine endliche Entscheidung möglich. Es gibt da nichts zu bewahrheiten und aufzuklären. Nachdem man Alles für und wider überlegt hat, bleibt man eben so ungewiß, wie vorher. Aber was geht das Weiber und Mädchen an, welche sich nicht um Spekulationen bekümmern, und mehr zu thun haben, als das Für und Wider auf diesem Gebiete abzuwägen? Hätte sie für Gelehrte geschrieben, und ihre Zweifel nicht etwa bloß angedeutet, sondern die Gründe derselben vollständig dargelegt, so würden diese weiter spekulirt haben; und wenn denn auch die Sache nicht abgemacht worden wäre, so hätte ihre Schrift doch keinen Schaden gethan. Aber Frauen und Mädchen sind keine Gelehrte, und sollen doch hoffentlich auch keine werden. Was soll diesen ihr Zweifel? Werden sie dadurch klüger oder besser? Sie mag es mir doch nicht übel deuten, wenn ich sie des unverantwortlichsten Leichtsinnes anklage. Hatte sie Beweise für die Zerstörung der menschlichen Seele; waren diese Beweise von denkenden Köpfen unwiderleglich gefunden: so moch-

mochte sie diese Beweise meinetwegen auch in einem Volksbuche bekannt machen. Aber das ist nicht ihr Fall. Sie hat gar keine überwiegenden Gründe für das Gegentheil; sie zweifelt nur. Was ist es anders, als ein kindischer Drang, Alles herauszusagen, was sie auf dem Herzen hat, oder eine noch kindischere Begierde, mit vermeintlich höherer Einsicht zu glänzen, was sie nöthigt, in einer solchen Schrift diesen Zweifel bekannt zu machen? In einem philosophischen Journale wäre so ein hingeworfener Zweifel lächerlich; hier in einer Volksschrift, ist er tadelnswerth. Dort muß man Zweifel an wichtigen Wahrheiten mit Gründen belegen, oder schweigen. Hier muß man über wichtige Wahrheiten gar keine Zweifel vorbringen, sondern nur das vortragen, was gewiß und ausgemacht ist. Man will da selbst nicht lernen, sondern lehren. Es sollen da nicht neue Entdeckungen gemacht, sondern das Gefundene und Bewährte soll ausgebreitet und angewendet werden. So ein hingeworfener Zweifel führt zu nichts, auch nicht einmal zum Nachdenken, denn er steht nakt und bloß ohne alle Gründe da. Er macht die Schwa-

chen nur unruhig, und führt die Starken nicht weiter. Er reist auf ein Feld hin, und macht Untersuchungen nothwendig, wozu der Ungelehrte weder Fähigkeit, noch Lust, noch Zeit hat.

Schwerlich entsteht ein Zweifel an der Unsterblichkeit von selbst im Gemüthe eines fleissigen häuslichen Mädchens, oder einer wackern Hausfrau. Warum sollen wir denn absichtlich diesen Zweifel erregen, da wir doch nichts Entscheidendes dafür oder dagegen sagen können, und da doch der Zustand des Zweifelns ein sehr unangenehmer und widriger Zustand ist, wenigstens für den Ungelehrten? Entstünde aber ja dergleichen von selbst, so mag die Einzelne, bei der das der Fall ist, Alles lesen, was für und wider geschrieben ist, und mag es mit ihrer Ueberzeugung halten, wie sie will und kann. Aber Andern, die nicht Zeit und Lust haben zu spekuliren, ihren Glauben wankend zu machen, das soll sie ja nicht thun. Hat sie etwas Neues darüber zu sagen, so wende sie sich an das gelehrte Publikum, und sage Alles frei heraus, was sie auf dem Herzen hat. Das ist da ganz zweckmäßig. Aber in Schriften, für die Bildung ihres Geschlechts

schlechts bestimmt, ist es wenigstens unbesonnen, darüber Zweifel vorzubringen, und wahrhaft gefährlich, diese Zweifel einer Person in den Mund zu legen, welche eben vorher als Muster und Vorbild ihres Geschlechts aufgestellt ist. Wenn das die Aufklärung seyn soll, womit man heut zu Tage das weibliche Geschlecht beschenken will, so gestehe ich gern, daß ich die Weiber ohne diese Aufklärung ihrer Bestimmung weit näher glaube. Spekuliren und Philosophiren gehört für die Gelehrten, aber nicht für Hausfrauen, Gattinnen und Mütter.

Aber das ist nun Alles überflüssig. Der Zweifel steht einmal da, und es verlohnt sich wohl der Mühe nachzusehen, in wie weit er Grund hat. Ich erbitte mir dazu das aufmerksame Nachdenken meiner Leserinnen, und hoffe sie zu überzeugen, daß es mit unserm Glauben an die Unsterblichkeit gar nicht mißlich steht. Nebenher wird aus unserer Untersuchung klar werden, was schon hin und wieder angedeutet ist, daß Elisens Tugend gar nicht ächter Art ist, weil sie sonst gar nicht ungewiß über ihr künftiges Schicksal hätte seyn müssen: denn man

kann mit Recht den Glauben an Gott und Unsterblichkeit als den Prüfstein der ächten Tugend annehmen, und kann, wie wir beweisen werden, als Grundsatz festsetzen: daß eine Tugend, welche jenen Glauben entbehrlich findet, niemals etwas anders als eigennützige Klugheit seyn kann.

Zuerst also: Es ist ganz unmöglich, daß Jemand im Stande seyn werde, zu beweisen, daß der Geist nach dem Tode nicht fortdaure. Meines Wissens hat auch noch Niemand diesen Beweis im Ernste versucht, und woher wollte er auch dazu die Gründe nehmen? Unser Denken und Wollen ist eine Thatsache, die auch der erklärteste Zweifler zugibt. Das Prinzip dieses Denkens und Wollens, Seele genannt, ist uns seinen Wirkungen nach, aber freilich nicht seinem Wesen nach bekannt. Ob es auch ohne diesen Körper noch existiren könne, oder ob es mit der Zerstörung desselben verloren gehe, bleibt auf diesem Gesichtspunkte unausgemacht. Wer das lezte behaupten wollte, der nähme über sich zu beweisen, daß das Denken und Wollen eben so eine Eigenschaft

schaft unsrer Organisation sey, als etwa die Wärme, die Bewegung u. d. g., und müßte im Stande seyn, aus dem Baue des Körpers, aus der Struktur des Gehirnes, aus dem Umlaufe der Säfte, aus der Bewegung der Fibern, das Bewußtseyn unsers Seelenvermögens eben so ableiten zu können, wie er daraus etwa das Wachen, Schlafen, Lachen und Weinen ableitet. Dies wird aber wohl kein Mensch mit gesundem Verstande jemals versuchen. Nicht einmal die Erscheinungen in der Pflanzen- und Thierwelt können die Naturkundigen vollkommen aus mechanischen und organischen Gesetzen begreiflich machen; wie viel weniger werden sie denn über das Verhältniß des Denkens zum Körper jemals ein verständliches Wort vorbringen? Es geschieht: es wird gedacht und gewollt: das ist Alles, was wir wissen. Aber erklären zu wollen, wie sich die Vorstellung eines Zirkels im Gehirne, oder die Begierde nach Ruhm im Blute erzeugt, heißt etwas Unmögliches und Widersprechendes unternehmen.

Ist das nun ausgemacht: Kann Niemand mit Vernunft behaupten, daß das Denken und Wollen

eine Eigenschaft der Organisation sey: so kann auch Niemand überzeugt seyn, daß das Princip des Denkens und Wollens (der Geist oder die Seele) in der Zerstörung des Körpers auch seinen Untergang finde. Er muß vor der Hand die Sache dahin gestellt seyn lassen.

Zweitens. Niemand kann zwar auch das Gegentheil mit Gewißheit behaupten, daß nemlich das Geistige im Menschen so ein gewisses unkörperliches Ding sey, das zwar in diesem Leben an die Materie gefesselt sey, aber nach der Zerstörung der Organisation noch selbstständig übrig bleibe. Wer das zu beweisen unternimmt, der wagt sich in eine Region, wo man keinen festen Fuß mehr fassen kann, und wo der Boden unter uns sinkt; er geräth nothwendig auf Widersprüche und Unbegreiflichkeiten. Wir können nichts beweisen, das heißt, aus höhern Gründen ableiten, wovon die lezten Gründe nicht in unserem Bewußtseyn anzutreffen wären. Daß aber in diesem Bewußtseyn nichts von einem solchen Dinge an sich vorkommt, das ist entschieden genug für Alle, die sich selbst verstehen.

Ist nun also gleich im eigentlichsten Sinne kein Beweis möglich, dem sich auch der hartnäckigste Zweifler ergeben müßte: so bleibt doch auch selbst auf dem Gebiete der Spekulation noch Grund genug zu einem vernünftigen Glauben übrig. Wozu alle die herrlichen, großen und einzigen Anlagen des Menschen, welche in keinem einzelnen vollständig entwickelt werden, und in Millionen nicht einmal die niedrigsten Stufen ihrer Ausbildung erreichen? Das Alles wäre ja zwecklos, wenn es damit nur auf diese Spanne Zeit des Erdenlebens abgesehen wäre. Alles in der Natur entsteht, dauert eine Zeitlang und vergeht. Das ist wahr; aber es ist auch in allem dem, was vor unseren Augen aufblüht und stirbt, durchaus nichts Geistiges und nichts dem denkenden Wesen nur von ferne Aehnliches. Der Mensch ist das Einzige seiner Art, was ich kenne. Hat er auf der einen Seite etwas Aehnliches mit der Thier- und Pflanzenwelt, so ist er doch auf der andern Seite durch sein Denken, Urtheilen, Schließen hoch über sie erhaben. Die Natur scheint alle ihre Zurüstungen nur gemacht zu haben, damit der denkende Mensch als

König und Gebieter in ihrem weiten Reiche unumschränkt schalten und walten solle. Er macht sich nach und nach die ganze Erde, und Alles was sie hervorbringt, unterwürfig. Er lernt die Kräfte der Natur kennen, und zwingt sie seinem Willen zu folgen. Auf ihn scheint Alles, als auf das Höchste und Lezte, angelegt und berechnet zu seyn. Allen übrigen Dingen ist eine bestimmte Laufbahn vorgeschrieben und ein unwandelbares Ziel gesetzt. Alles erreicht das, was es erreichen muß, und zerfällt, wenn es seinen höchsten Punkt erreicht hat. Aber der Mensch allein macht eine Ausnahme. Er hat seinen höchsten Punkt nie erreicht. Er könnte immer noch weiter kommen, wenn er nicht stürbe. Wozu das, wenn Sterben und Vergehen auch bei ihm einerlei ist? Wie viele Menschen leben und sterben ohne sich ihres Daseyns in der Welt einmal recht bewußt zu werden? Wie viele Kräfte und Anlagen bleiben unentwickelt? Die Natur um uns her arbeitet ja in allen Theilen so sichtbar auf Zweckmässigkeit hin, und erreicht fast immer auch vor unsern Augen ihren Zweck. Aber im Menschen wäre Vieles überflüssig, unnöthig

und zweckwidrig, wenn es mit ihm bloß auf dieses kurze Erdenleben abgesehen wäre. Und was die Hauptsache ist: der Gedanke einer Zukunft nach dem Tode, der heiße Wunsch darnach, das Streben, Ringen und Wirken nach etwas über diese Spanne Zeit Hinausliegendem, welches wohl in keiner Menschenseele ganz fehlt, wie soll ich mir das erklären, wenn mit diesem Leben Alles vorbei ist? So viel ich weiß, hat kein Thier, keine Pflanze und kein Stein etwas dergleichen? Es wäre ja das Ueberflüssigste und Zweckwidrigste, was sich nur denken läßt, wenn es wirklich kein Jenseits gäbe. Die Natur, sonst so gütig, warum war sie denn nur gegen ihr schönstes Meisterstück, den Menschen, so grausam, ihm die Idee von Etwas vorzuspiegeln und das Sehnen nach Etwas einzuflößen, was sie ihm doch nicht gewähren konnte oder nicht wollte? Der Gedanke einer Fortdauer über das Grab hinaus hat sich noch immer bei Menschen von selbst eingefunden, welche nur die ersten Stufen der Kultur betreten hatten. Er ist nicht etwa nur das Produkt einer müssig herumschwärmenden Einbildungskraft. Er dringt sich jedem Nachdenken-

den von selbst auf, kann wohl hin und wieder durch Spekulationen wankend gemacht, aber gewiß nur in wenigen völlig ausgerottet werden.

Alles dies zusammen genommen berechtigt doch ganz augenscheinlich zu der Vermuthung, ja zu der Wahrscheinlichkeit, daß es mit diesem Leben nicht völlig vorbei sey. Es sind Betrachtungen, die sich uns ungesucht aufdrängen, die immer einen stärkern Grad von Wahrscheinlichkeit in unsern Augen erlangen, je mehr wir uns mit ihnen beschäftigen; von denen wir bisweilen abgezogen werden, zu denen wir aber immer gern als zu etwas Liebem und Theurem zurückkehren. Wir bauen hier auf lauter unbestreitbar gewisse Thatsachen, die hin und wieder wohl bekrittelt und verkleinert, aber niemals geradezu geläugnet werden. Wir wollen auch in unserm Räsonnement nichts erkünsteln oder erschleichen. Es geht damit seinen natürlichen Gang fort, und führt ungesucht zu den eben gefundenen Resultaten. Wenn wir dem Gegner einräumen, daß wir damit im strengsten Sinne nichts beweisen, sondern nur unsern Glaubensgrund als

vernünftig gerechtfertiget haben, so wird er nichts dagegen aufzubringen wissen, und innerhalb dieser Sphäre muß man sich nothwendig halten.

Also schon in dieser bloß spekulativen Ansicht der Dinge zeigte sich ein bedeutendes Uebergewicht für die bejahende Meinung. Wer da sagt: ich glaube an die Unsterblichkeit der Seele, der kann ganz sicher seyn, daß ihm niemals Jemand wird beweisen können, er sey mit sich selbst im Widerspruche. Selig ist hier der Besitzer. Der Gegner hat keine Waffen, ihm diesen Besitz streitig zu machen. Wer diesen Glauben hat, dem wird vieles begreiflich und erklärbar, was dem Gegner unbegreiflich und unerklärbar bleibt. Niemals wird sich ein Mensch im Ernste rühmen können, das Räthsel seines Daseyns sey ihm aufgelöset worden, seitdem er angefangen habe zu glauben, daß mit diesem Leben alles vorbei sey. Der Gegner, wenn er ein direkter Läugner der Unsterblichkeit ist, verfällt immer in einen leicht aufzuzeigenden Widerspruch mit seinen eignen Denkgesetzen. Der Gegner als Zweifler kann zwar von uns nicht von

der Unvernünftigkeit seines Zweifels auf diesem Gebiete überzeugt werden: aber er muß doch unsern Glauben als höchst vernünftig gelten lassen. Für die Verneinung läßt sich nichts, für die Bejahung läßt sich Etwas sagen.

So steht die Sache auf dem Gebiete der Spekulation. Es gibt keinen entscheidenden Grund dafür und dawider, und ob der Mensch nun in dieser Unentschiedenheit sein Leben hinbringen wolle, das hängt nicht mehr von der Spekulation, sondern von etwas Anderem ab. Es ist aber gar nicht abzusehen, warum der Mensch bei diesem Gleichgewicht der Gründe, bei diesem Schwanken zwischen zwei entgegengesetzten Möglichkeiten nicht lieber dasjenige annehmen solle, was mit seinen anderweitigen Wünschen und Absichten am besten zusammentrift. Wie es damit beschaffen sey, das haben wir oben gesehen. Aber das ist nicht Alles. Das Wichtigste, Bedeutendste, Entscheidenste haben wir noch gar nicht berührt. Wir haben den Menschen bisher nur einseitig betrachtet, und sein Hauptcharakter ist völlig unerörtert geblieben. Dies war ganz in der Ordnung, denn wir mußten

uns

uns erst freie Bahn machen. Diese haben wir dadurch erhalten, daß wir durch unsere bisherige Untersuchung zu der Einsicht gekommen sind: auf dem spekulativen Gesichtspunkte ist der Streit nicht zu Ende zu bringen. Dadurch haben wir für die Entscheidungsgründe aus andern Quellen Raum gewonnen. Sollte sich nemlich irgendwo ein Vernunftinteresse finden, wäre zum Beispiel durch die Vernunft irgend etwas aufzugeben, was nur in einer unendlichen Fortdauer erreichbar wäre, und ohne die Voraussetzung dieser Fortdauer in sich selbst zusammen fiele, so müßte das der Sache den Ausschlag geben, und wir könnten nur durch Annahme der Unsterblichkeit mit uns selber einig werden. Ob das wirklich hier der Fall sey, diese Frage soll jezt mit Ernst und Unpartheiligkeit erwogen werden. Aber es ist nicht möglich, diese Frage gründlich zu beantworten, ohne manches Andere vorher aufs Reine gebracht zu haben, was auf das innigste damit zusammen hängt. Unser Glaubensgrund an die ewige Fortdauer steht und fällt mit der Frage über die Bestimmung des Menschen in diesem Leben; über seine moralische Natur; über

den

den höchsten Zweck seines Handelns, über die lezten Gründe seiner Pflichten, und über das wahre Wesen der Tugend. Wer darüber nicht mit uns einstimmig denkt, für den wird auch unser Glaubensgrund keine Kraft haben. Findet es nun der Leser der Mühe werth, über das lezte unsere Gedanken zu erfahren, so muß er sich gefallen lassen, den einzig möglichen Weg zum Ziele, der freilich etwas dornicht und unbehaglich ausfallen könnte, mit uns zu wandern. Sind ihm die Betrachtungen, welche hier angestellt werden, noch neu, so wird er sie gewiß nicht ohne Nutzen lesen. Findet er nichts Neues, so wird er so billig seyn, zu bedenken, daß wir hier auf ihn nicht haben Rücksicht nehmen können.

Was aber meine Leserinnen betrifft, so richte ich an sie die angelegentlichste Bitte, doch hier das Buch nicht wegzuwerfen, wenn sie bis dahin gelesen haben. Hat die unbesonnene Aeußerung der Elisa Eindruck auf sie gemacht; ist die Gewißheit ihres Glaubens an die Unsterblichkeit auf irgend eine Weise erschüttert: so können sie nothwendigerweise nicht auf ihrem jetzigen Standpunkte stehen

bleiben, und müssen weiter. Das Zweifeln und Schwanken in dieser Sache ist das traurigste Loos, was einen gewissenhaften Menschen treffen kann. Die Sache ist nun einmal bei ihnen zur Sprache gekommen, und jezt müssen sie vollständig erfahren, was darüber zu sagen ist. Hätte ihnen die Verfasserin von Elisa nicht zu verstehen gegeben, daß ein aufgeklärtes Weib über die Lehren unsrer positiven Religion erhaben seyn müsse, und dürfte ich hoffen, daß sie sich bei der deutlichen Lehre des Christenthums beruhigen würden, wie sie nach meiner Ueberzeugung mit vollem Rechte könnten; so dürfte ich ihnen nicht zumuthen, diesen Weg mit mir zu gehen. Aber es soll ja nun Alles aufgeklärt werden. Wohlan denn, so soll es auch keine halbe Aufklärung seyn, wie die religiöse und moralische Denkart der Elisa das ist: so mögen sie sich auch gefallen lassen, die Sache aus dem Grunde zu erforschen. Es ist von der wichtigsten Angelegenheit des Menschen die Rede. Hat man einmal angefangen darüber nachzudenken, so muß man auch die Mühe nicht scheuen, gründlich zu denken, und dieses so lange fortsetzen, bis man Parthei er-

grif-

griffen hat. Ich will suchen ihnen so verständlich als möglich zu werden; aber ich kann weiter nichts, als ihnen das Denken erleichtern, und auf keine Weise sie dessen überheben. Ich sage ihnen zum Voraus, die Begriffe von Pflicht und Tugend, die sie finden werden, sind nicht die gewöhnlichen; aber ich hoffe sie zu überzeugen, daß es die wahren sind. Allein sie müssen mit Aufmerksamkeit lesen.

Wozu bin ich hier in der Welt? was soll ich hier? was ist das Höchste und Lezte, worauf *ich* ausgehen soll?

Es wird eine Antwort auf diese Fragen ertheilt, womit allenfalls noch jede Parthei zufrieden ist. Das Gute, heißt es, sollst du vor allen Dingen thun. Aber frage ich nun weiter: was ist denn das Gute? so sehe ich auf einmal alle Partheien laut werden, und es kommen die verschiedensten Antworten zum Vorschein: deine eigene Glückseligkeit, heißt es: die Glückseligkeit aller Lebendigen; die Vollkommenheit; der geoffenbarte

Wille

Wille Gottes; die Uebereinstimmung deiner Handlungen mit dem moralischen Gefühle; die Uebereinstimmung deiner Handlungen mit den Gesetzen der Vernunft u. s. w. Ich könnte dieses Verzeichniß noch vermehren, wenn damit geholfen wäre; aber ich denke, wir haben genug. Die Hauptfrage ist jezt die: welches ist die richtige Antwort unter diesen mancherlei Antworten? ist darüber auch wirklich eine Entscheidung möglich? und wo will ich den Prüfstein hernehmen, an welchem ich sie alle nach einander halten und ihre Aechtheit oder Unächtheit ausmachen kann? Sich hierbei auf ein inneres Gefühl zu berufen, das kann nur dann erlaubt seyn, wenn es schon ausgemacht ist, daß alle andere Menschen das nemliche Gefühl haben, so bald ich nemlich Rechenschaft von meiner Denkart geben will. Für die eignen Handlungen kann das innere Gefühl hinreichen, wenn der Mensch sich bewußt ist, daß er unpartheilich mit Vernunft untersucht hat, aber in seinen Untersuchungen endlich an einen Punkt gekommen ist, wo er mit Gründen nicht mehr auslangen konnte. Man muß das alsdenn seinen Gewissen überlassen, und

kann nicht weiter mit ihm streiten. Aber wer da die Handlungsweise anderer Menschen tadeln, sie eines bessern belehren und unterrichten will, der muß mit Gründen ankommen oder ganz schweigen. Allein hier tritt eben die größte Schwierigkeit ein. Die Bestreiter gegenseitiger Systeme in der Moral sind schon in den ersten Grundsätzen nicht mehr einig, stehen auf ganz verschiedenem Boden, und fechten eigentlich nicht mit ihren Gegnern, sondern mit ihrem eignen Gebilde, welches sie sich von der Vorstellungsart ihrer Gegner gemacht haben. Daher hört man auch in diesen Kämpfen so wenig von entscheidenden Niederlagen. Der dem Anschein nach entwaffnete Gegner tritt alle Augenblicke neu gestärkt wieder auf den Kampfplatz, und behauptet, er sey nicht widerlegt, sondern nur übertäubt: sein Gegner habe ihn nicht gefaßt, habe mit einem Schatten gekämpft, und keiner seiner Streiche habe ihn, den Gegner, auch nur getroffen. Wenn zwei denkende Menschen über etwas nach Gründen streiten wollen, so müssen sie nothwendig über etwas einig seyn, worauf sie beide fußen, und worauf sie sich im Fortgange ihres Streites, als auf etwas

Ausgemachtes berufen. Ist das nicht der Fall, so werden sie ewig nicht zusammen kommen. Nun zeigt sich aber in dem Streite über den höchsten Grundsatz in der Moral fast immer, daß die Streiter keinen solchen gemeinschaftlichen Fußpunkt haben; daß sie zwar oft den Worten nach einerlei behaupten, aber sich unter diesen Worten etwas höchst Verschiedenes denken, und also niemals einig werden können. Allen ihren Behauptungen liegt noch irgend eine geheime Voraussetzung zum Grunde, die der Gegner nicht zuläßt, die er nicht bestreiten kann, weil sie sich auf etwas anders gründet, als auf Räsonnement, und die auch selten einmal in diesem Streite zum Vorschein kommt. Es scheint sonach, alles Streiten und Disputiren über die höchsten Grundsätze der Sittenlehre sey überflüßig und unnöthig: es werde nichts damit ausgemacht, und man könne nichts weiter thun, als sagen: Aus diesem oder jenem Satze leite ich meine Verhaltungsregeln ab, und muß es nun einem Jedem überlassen, ob er dasselbe thunlich findet oder nicht. Ich läugne nicht, daß ich diese Art zu verfahren unter Philosophen für die beste,

ja einzig vernünftige halte. Die geheimen Voraussetzungen, von denen ich eben sprach, welche unser System bestimmen, sind eine Sache des Herzens und nicht der Vernunft. Ueber sie selbst ist keine Ausgleichung, und also auch kein Streit möglich.

Aber etwas anders ist noch möglich. Man kann mit Recht voraussetzen, daß keinem denkenden Menschen seine eigne Moralität völlig gleichgiltig sey. Man kann sicher darauf bauen, daß Jeder beim unbefangenen Nachdenken nichts in sein System aufnehmen wird, was er im Inneren des Herzens misbilliget. Läßt sich ihm nun zeigen, daß aus seinen Grundsätzen dies und das und jenes nothwendig folgt; daß er in diesem und jenem Falle etwas zufolge seines Systems würde thun müssen, was er doch sonst an sich und andern misbilliget: so müssen ihn seine Grundsätze verdächtig werden, und er muß es bedenklich finden, ihnen ohne weitere Prüfung fernerhin zu folgen. Consequenz läßt sich von jedem Denker schlechthin fordern, und er kann sich nicht weigern, zu gestehen, daß ein System nichts taugt, welches irgend wohin führt, wo er doch selbst nicht hin will. Hier läßt sich al-

so disputiren, streiten und räsonniren, denn wir sind hier völlig auf dem Gebiete des Verstandes.

Aus diesem Gesichtspunkte muß man die folgende Prüfung ansehen. Wir fragen den Gegner, wie heißt dein höchster Grundsatz in der Sittenlehre? Ueber seine Antwort streiten wir auf keine Weise mit ihm, sondern lassen sie uns vor der Hand gefallen. Wir sagen aber zu ihm: wenn du deinem Grundsatze getreu bleiben willst, so mußt du in dieser oder jener Lage des Lebens so oder so handeln; wenn du consequent seyn willst, so folgt dies und das aus deiner Denkart. Nun aber kannst du das Gefolgerte nicht einräumen, und willst in dieser oder jener Lage des Lebens nicht so handeln, als du handeln müßtest, wenn du deinem Grundsatze getreu bleiben wolltest; also taugt dein höchster Grundsatz nichts, und du mußt dir einen andern aufsuchen. Du wirst hoffentlich nicht sagen: ich will aber nicht consequent verfahren: denn wenn du das nicht wolltest, so brauchtest du überhaupt keinen höchsten Grundsatz, und wir könnten gar nicht mit einander streiten. Du han-

delteſt alsdenn jedesmal, wie es dir eben einfiele' und alles Räſonniren über dein Handeln hörte auf Behaupteſt du aber, wie es ſich von vernünftigen und gewiſſenhaften Leuten verſteht, daß dein Han' deln nach Grundſätzen vor ſich gehe, die du mit Vernunft und Ueberlegung feſtgeſetzet haſt; ſteht an der Spitze aller deiner Grundſätze ein höchſter Grundſatz, aus welchem du ſie alle nach den unveränderlichen Geſetzen deines Verſtandes ableiteſt: ſo können wir uns mit einander einlaſſen. Wir werden dir ſagen: dieſe und jene Handlung folgt aus deinem Grundſatze, und es wird zuförderſt die Frage ſeyn: ob wir darin recht haben? Gibſt du uns das zu, ſo werden wir dich fragen, ob du feſt entſchloſſen ſeyſt, in vorkommenden Fällen nun wirklich ſo zu handeln? Haſt du dabei Anſtoß, wirſt du bedenklich, ſo iſt es gewiß mit deinem höchſten Grundſatze nicht richtig. Sollteſt du aber geſtehen müſſen: Nein, ſo würde ich denn doch nicht handeln; ſo iſt es auch erwieſen, daß dein höchſter Grundſatz falſch iſt. Aus dieſer Folgerei- he darfſt du uns aber nicht herausſpringen, und dich auf irgend etwas anders berufen, was nicht

aus deinen Sätzen folgt. Denn sähest du dich dazu genöthigt, so wäre wiederum erwiesen, daß dein höchster Grundsatz nichts taugte, weil du mit ihm nicht ausreichtest.

Ich müßte ein großes Buch schreiben, wenn ich nach dieser Methode alle bis izt bekannt gewordene Moralsysteme prüfen wollte. Ich schränke mich daher für izt bloß auf die Prüfung desjenigen ein, welches bisher unter uns das Herrschende gewesen ist, und welches in der Elisa zum Grunde liegt, nemlich auf die Glückseligkeitslehre oder den Eudämonismus. Es gibt aber unter den Vertheidigern dieser Denkart zwei Partheien, deren Behauptungen hin und wieder von einander abweichen, und von denen die Eine wenigstens nicht zugeben will, daß sie mit der Andern eines Ursprungs sey. Wir werden also zu reden haben von der reinen Glückseligkeitslehre (grober Eudämonismus) und von der verfeinerten Glückseligkeitslehre (geläuterter Eudämonismus). Die lezte Denkart herrscht in der Elisa, und ich hätte sonach nur nöthig, mich auf die Prüfung dieser Denkart einzu,

lassen. Allein sie ist gar nicht verständlich, wenn wir nicht vorher den reinen Eudämonismus beleuchtet haben; denn von diesem ist sie offenbar ausgegangen. Also zur Sache.

Ansicht der reinen Glückseligkeitslehre.

Es gibt angenehme und unangenehme Empfindungen: die ersten begehret, die andern verabscheuet der Mensch. Ein solcher Zustand, in welchem ein Uebergewicht der angenehmen Empfindungen, so wohl dem Grade als der Dauer nach, Statt findet, heißt Glückseligkeit; daher ist Glückseligkeit der lezte Zweck aller Menschen, und ihr höchstes Gesetz kann kein anderes seyn, als: Thue das, was dir die höchste Summe angenehmer Empfindungen verspricht; oder: Suche deine Glückseligkeit.

Was angenehme oder unangenehme Empfindung verursacht, das weiß der Mensch nicht ursprünglich; das lernt er bloß durch Erfahrung.

Er

Er hat nemlich mancherlei ursprüngliche und abgeleitete Triebe in sich, die ihrer Natur nach auf nichts als Befriedigung ausgehen. Die Art ihrer Befriedigung ist nicht einerlei, und hat nicht gleiche Grade der Empfindung zur Folge. Die Befriedigung von Einigen gewährt ein starkes Gefühl von Wohlseyn, welches aber schnell vorübergeht und bisweilen gar Unannehmlichkeit und Schmerz zur Folge hat. Andere gewähren einen schwächern Grad von Lust, welche aber länger anhält und nicht so leicht von Ueberdruß und Widrigkeit begleitet ist. Der Mensch, vermöge seiner höhern Seelenkräfte, bemerkt diese mannichfaltigen Unterschiede, vergleicht die verschiedenen Zustände seines Lebens, bildet sich erst Regeln für wenige Fälle, allmählig für mehrere, und gelangt so nach und nach dahin, die Idee eines Zustandes zu fassen, in welchem ein Uebergewicht angenehmer Empfindungen, sowohl dem Grade als der Dauer nach in ihm herrschend ist. So wie sich seine Erfahrung durch die Verhältnisse der Gesellschaft, durch Umgang, Beispiele, Unterricht und Nachdenken erweitert, berichtigen sich auch seine Begriffe von

den Gegenständen seiner Triebe um ihn her. Anfänglich kennt er bloß wenige Naturtriebe, die auf Erhaltung und Wohlseyn des Körpers gehen. Bald entwickelt sich ein höherer Trieb, welcher zunächst nicht mehr auf eignes Wohlbefinden geht, sondern das Wohlseyn anderer zum Gegenstande hat, die Liebe zu Eltern, Verwandten, Gatten, Mitbürgern, und endlich zu Menschen überhaupt. Von da aus leitet ihn die Natur zur Sympathie, und er hat nun schon nicht mehr an der Befriedigung der eigennützigen Triebe genug; er will auch um sich her Zufriedenheit und Vergnügen herrschen sehen. Er geht noch weiter auf diesem Wege. Das Bedürfniß zwang ihn erst seine Körperkräfte anzustrengen. Er mußte arbeiten. Er wollte mit weniger Arbeit viel ausrichten, und er mußte nachdenken. Das Gelingen seiner Geistesanstrengung lehrte ihn ein neues Vergnügen kennen. Er dachte, forschte und untersuchte schon nicht mehr um des gegenwärtigen Bedürfnisses willen: er übte seine Geisteskräfte, weil ihm das ein Uebergewicht über andere gab, oder auch, weil er in dieser Uebung selbst ein unmittelbares Vergnügen fand.

So

So wie er höher steigt, werden ihm die niederen Genüsse immer gleichgiltiger, und er kommt endlich wohl gar dahin, auf die angenehmen Reizungen der Gefühlnerven, der Geschlechtslust, des Wohlgeschmacks u. s. w. mit Verachtung herabzusehen, und in der Entwickelung seiner Geisteskräfte, in der Erweiterung seiner Kenntnisse, in der Kultur des Geschmacks, im Genusse des Schönen in der Natur und Kunst, in der Beförderung fremder Glückseligkeit, in dem Beifalle der andern, in dem Bewußtseyn seiner Macht, Ehre und Wirksamkeit sein höchstes Glück zu setzen.

Dies ist der höchste Punkt, den er auf diesem Wege erreichen kann. Bis hieher blieb er immer seiner Grundregel getreu; aber höher kann er nicht steigen, ohne sich aus seiner vorgezeichneten Bahn zu verlieren. Er wollte die größtmöglichste Summe angenehmer Empfindungen, und er behielt sich vor, sie nach seinem Belieben zu suchen. Wenn er aufrichtig seyn will, so muß er gestehen, daß ihn nicht eine freie Wahl aus vorheriger Ueberlegung, sondern die Umstände auf diese Stufe geführt

führt haben. Wie hätte er doch Vergnügungen und Ergötzungen, die er noch gar nicht kannte, messen und wägen können? Wie hätte er doch diejenigen, die er kannte, als er auf einer niederen Stufe stand, mit denen vergleichen können die man auf einer höhern Stufe genießt? Der Zufall und nicht sein freier Wille lehrte sie ihn kennen, und daß er sie jezt den niederen Vergnügungen vorzieht, und sich bei ihnen wohl befindet, das hat er nicht sich selbst, sondern den Umständen zuzuschreiben, die ihn ohne sein Wissen und Willen dahin trieben. Hat er nun nicht sehr unrecht, wenn er seine itzigen Verhaltungsregeln, die er sich aus seinen Erfahrungen abgezogen hat, Andern, die nicht seine Erfahrungen gemacht haben, aufdringen will? Es ist möglich, daß Andere so viel Zutrauen zu ihm haben, ihm aufs Wort glauben, daß man sich so besser befinde, und seine Regeln befolgen. Aber hadern kann er mit ihnen nicht, wenn sie die Allgemeingiltigkeit seiner Regeln verwerfen und zu ihm sagen: „Das mag gut „für dich seyn, ist es aber nicht für uns. Gehe du deinen Weg, wir wollen es auf unsere

„Weise

„Weise versuchen." Sie sind über das Princip mit ihm einig. Eigene Glückseligkeit ist auch ihr Zweck. Daß sie nun diese nicht, wie er, in der Kultur der höheren Seelenkräfte finden, sondern etwa bloß in thierischer Lust, darüber kann er nicht mit ihnen streiten, sondern muß das ihrem eigenen Gutbefinden überlassen. Der Zufall, welcher ihn auf seine itzige Stufe geführt hat, wird auch sie vielleicht noch dahin führen, wird sie aber auch vielleicht da lassen, wo sie sind, oder auch noch tiefer herab stürzen.

Die Glückseligkeit ist zwar der Form nach für alle Menschen die nemliche, aber auf keine Weise dem Stoffe nach, d. h. die Menschen gehen alle nach den nemlichen Regeln zu Werke, wenn sie bestimmen wollen, was Glückseligkeit ist: denn sie wollen Alle nichts anders, als die größte Summe angenehmer Empfindungen; der rohe Lappländer wie der verfeinerte Philosoph in Europa. Aber darin gehen sie freilich sehr weit von einander ab, in welcher Art von Genüssen sie diese angenehmen Empfindungen zu finden gedenken. In der Seele des rohen Naturmenschen schlummern sehr

viele Triebe, und kommen sein ganzes Leben hindurch nicht zum Vorschein, welche in der Seele des verfeinerten Europäers sehr mächtig Befriedigung fordern. Welcher Unterschied zwischen dem, was ein solcher Natursohn, und was ein nüchterner und mässiger Philosoph unter uns bedarf? Jener will essen, trinken, schlafen, und ein Weib. Was braucht dieser nicht noch alles mehr, wenn er zufrieden seyn soll? Aber wir haben gar nicht nöthig, uns nach den rohen Naturmenschen umzusehen; wir brauchen nicht unsere Länder zu verlassen, um die größeste Verschiedenheit in den Begriffen über die Glückseligkeit zu entdecken. Welch ein Unterschied unter den höhern und niedern Ständen? und wieder unter den einzelnen Abtheilungen derselben, und wieder unter den einzelnen Mitgliedern eines jeden! Der eine setzet Gut und Leben in Gefahr, wenn er nur seinen Willen durchsetzen, seine Wißbegierde befriedigen, von andern geehrt werden, und über sie herrschen kann. Der Andere verlangt von dem Allen nichts, will über keinen herrschen, verlangt wenig zu wissen, und fragt nichts darnach, ob man ihm Ehre und Achtung er-

wei-

weiset oder nicht, wenn man ihn nur ruhig seinen Leib pflegen läßt. Den Einen erfreuet es, sich das Gewohnte abzubrechen und andern damit auszuhelfen: der Andere lacht darüber und behauptet: Jeder sey sich selbst der Nächste. Der Eine ißt und trinkt schlecht, und kauft sich für das Ersparte Bücher. Ein Anderer verkauft seine Büchersammlung und geht auf Reisen. Ein dritter arbeitet Tag und Nacht, um sich ein großes Vermögen zu erwerben; und ein vierter lacht über ihn, weil er ausgefunden hat, daß ein großes Vermögen die Summe seiner Lebensfreuden nicht vermehrt, sondern offenbar vermindert. Wie weit könnten nicht diese Betrachtungen fortgesetzt werden, wenn man damit nur etwas anders thun könnte, als das tausendmal Gesagte zu wiederhohlen. Nicht die Unbekanntschaft dieser Wahrheiten, sondern die Nichtanwendung derselben ist es, die man den Erbauern unhaltbarer moralischer Systeme vorwerfen kann. Und doch scheint die Schlußfolge aus dem Obigen so natürlich, daß man nicht begreifen kann, warum sie nachdenkenden Menschen entgeht. Kann wohl etwas anders daraus folgen, als diese Sätze?

Die Materie, der Stoff der Glückseligkeit ist nicht für alle Menschen das Nemliche. Der Eine rechnet dies, der Andere rechnet das dazu: der Eine sucht sie hierin, der Andere sucht sie darin. Die Maximen, welche sich Jemand macht, um die größtmöglichste Summe von angenehmen Empfindungen zu erlangen, müssen verschieden ausfallen nach dem Maaße seiner Einsicht, seiner Erfahrung und der jedesmaligen Stufe seiner Bildung. Diese hängt nicht von seinem freien Willen ab, sie sind das Resultat seines Schicksals im weitesten Sinne des Worts, d. h. Alles dessen, was die Umstände für ihn gethan haben, z. E. Klima, Regierungsverfassung, Religion, Erziehung, Unterricht u. s. w.

Es kann daher keine allgemein giltige Regeln für alle Menschen ohne Ausnahme geben. Zwar gibt es Regeln, welche das Resultat der Erfahrung von einer Menge scharfsichtiger, kluger und verständiger Menschen, ja ganzer Völker enthalten; aber sie gelten nur für diejenigen, welche sich zu ihrer Einsicht erheben können, und nicht für diejenigen, welche auf einer niedern Stufe der Ausbil-

dung

dung stehen. Das Lezte hängt nicht von ihnen ab, also auch nicht das Erste. So richtig auch gewisse Verhaltungsregeln für den Aufgeklärten und Gebildeten seyn mögen, so fest er auch von ihrer Probehältigkeit überzeugt seyn kann: so muthet er doch sicherlich Jedem andern etwas Unmögliches zu, der auf einer niederen Stufe der Ausbildung steht, wenn er von ihm verlangt: er solle sie sich zueignen und zu Maximen seines Handelns machen. Das hängt gar nicht von diesem ab. Er kann keine andern Regeln befolgen, als die er für sicher zum Ziele führend hält: darin kann er sich aber ohne Widerspruch auf kein fremdes Urtheil verlassen. Sein eigenes Urtheil ist bedingt durch seine bisherige Erfahrung. In dieser Erfahrung ist nichts enthalten, wodurch die Richtigkeit jener Regel bestätigt wurde; also kann er sie für sich nicht giltig finden. Saget immerhin dem leidenschaftlichen Spieler: „sein Leben sey ein trauriges, „freudenloses Leben; und es gäbe einen Lebensgenuß, in welchem man sich unendlich glücklicher fühle, als er bei seinen Karten.“ Er darf euch nur antworten: „Eure Glückseligkeit sey nicht,

„was er wünsche; er gönne sie euch von Herzen; „aber er begehre sie nicht: Jeder müsse am besten „wissen, was ihn glücklich mache." Ihr seyd am Ende, und müßt es dabei lassen. Saget einem Andern, der sein verabscheuungswürdiges Glück darin sucht, die Unschuld zu verführen: „Das Vergnügen, welches er empfände, könne doch unmöglich das quälende Bewußtseyn, so viel Unglück angestiftet zu haben, in ihm aufwiegen." Er darf euch nur antworten: „Von diesem quälenden Bewußtseyn wisse er nichts." Das kann sehr möglich seyn; denn die Sympathie ist bei vielen Menschen aus Mangel der Erziehung, oder auch wegen gewisser Eigenthümlichkeiten in der Organisation sehr schwach. Nach eurer Theorie könnt ihr gegen seine Vertheidigung nichts mehr aufbringen. Saget endlich dem unsinnigen Verschwender: „Er werde gewiß künftig einmal sein wüstes Leben bereuen; die Zeit werde bald da seyn, wo er Alles durchgebracht habe, und alsdann werde es ihm, da er nichts gelernt habe, sehr sauer ankommen, mit schwerer Handarbeit einen kümmerlichen Lebensunterhalt zu erwerben, oder sein Brod vor den

Thü-

Thüren zu suchen." Er gibt das zu, und versichert euch: „Dahin werde es nie mit ihm kommen: „denn, wenn ihm einst alle Mittel entstünden, „sein itziges ihm zur Gewohnheit gewordenes Leben „fortzusetzen; so sey er fest entschlossen, sich eine „Kugel durchs Gehirn zu jagen." Was werdet ihr wohl, wenn ihr euren Grundsätzen getreu bleiben wollt, dagegen aufzubringen wissen? Nichts, als eure Erfahrung, die er nicht gelten läßt, weil sie nicht die Seinige ist. In der That muthet ihr allen diesen Leuten etwas Unmögliches an. Ihr verlangt von ihnen, sie sollen aus ihrer Erfahrung herausgehen, und sich in die Eurige versetzen. Das können sie nicht. Was ihr so hoch anschlagt, das haben sie nie empfunden, wissen es nicht zu schätzen, können es nicht mit ihrem Zustande vergleichen, und also nicht darnach wählen. Freilich kann es auch oft der Fall seyn, daß ihr mit euren Vorstellungen Eindruck macht, und daß es euch gelingt, irgend einen solchen Sünder zu bekehren. Aber davon liegt allemal wieder der Grund in seiner eigenthümlichen Gemüthsstimmung, in seiner Erfahrung, in seinen Schicksa-

len. Durch alles dieses ist vorher bestimmt, daß Liebe zu euch, oder Zutrauen in eure höhere Einsicht und in eure gute Absicht, oder Unmuth über das Fehlschlagen seiner Rechnung, Ahndung eines höhern Genusses oder sonst etwas der Art in ihm aufkommt und stärker wird, als seine bisherige Neigung oder Leidenschaft. Kurz das blinde Schicksal regieret hier, wie in eurer ganzen Theorie. Was der Mensch wird, dazu macht er sich auf eurem Gesichtspunkte nicht selbst, sondern die Natur, die Dinge um ihn her, der Zufall. Er mag sich anstrengen, wie er will, so kann er niemals etwas andres wählen, als das, was ihm gut scheint, d. i. die größte Summe von Vergnügen verspricht. In der Beurtheilung desselben ist er aber an nichts anders, als an seine Erfahrung gebunden. Diese hängt nun wieder von seinem bisherigen Schicksale ab, und dieses Schicksal hat es denn auch ganz allein zu verantworten, ob ein Mensch das wird, was wir einen Bösewicht, oder das, was wir einen wackern Mann nennen. Es gibt da nichts Allgemeines, für alle Giltiges, und alle ohne Ausnahme Bindendes. Denn das, was ihr so

nennt,

nennt, gilt nur für alle die, welche eben so weit sehen als ihr, welche es durch ihre eigene Erfahrung bestätigt finden, aber nicht für die Anderen, welche nicht so scharfe Augen haben, als ihr. Wenn ihr euch z. E. die Regel gemacht habt: nie zu stehlen, und nie zu betrügen, weil es doch meistentheils am Ende auszukommen pflegt; weil schon die bloße Furcht vor Schimpf und Schande euch unerträglich ist; weil euch der Nebenmensch dauert, dem sein rechtmäßiges Eigenthum wider Willen aus den Händen gespielt wird; und weil es euch mehr Vergnügen macht, selbst zu erwerben und dann zu genießen: so passen alle diese Bewegründe nicht auf einen Andern, der sich klug genug dünkt, sich nicht erwischen lassen: der durch Natur und Erziehung ohne Theilnahme und Mitempfindung gegen alle Furcht und Angst abgehärtet ist: der endlich nichts Widerlicheres kennt, als Kopf und Arme anzustrengen, um sich das Bedürftige zu verdienen, und doch gerne gut leben möchte.

Es gibt sonach in dieser Denkart gar keine allgemein und ohne Ausnahme gebietende Gesetze,

 son-

sondern nur Verstandesregeln, geschöpft aus dem Schatze der eignen Erfahrung, und gebildet durch Nachdenken und Ueberlegung. Die Wörter **Pflicht**, **Tugend** und **Freiheit** werden hier in einem anderen Sinne genommen, als in welchem sie jedes andere System nimmt. **Pflicht** heißt hier jede Handlung, die zufolge einer Regel geschehen muß, welche sich der Mensch zur Bewirkung der Glückseligkeit vorgeschrieben hat. **Tugend** heißt die Fertigkeit und Stärke, sich zu seinen Handlungen nicht unmittelbar durch Triebe, sondern durch die vorgeschriebene Regel bestimmen zu lassen. **Freiheit** ist das Vermögen, zwischen der Forderung des Triebes, und zwischen der Forderung der Regel wählen zu können: versteht sich übrigens, daß der consequente Eudämonist den Grund davon, warum ein Mensch in irgend einem Falle sich für die Forderung des Triebes oder der Klugheitsregel erklärt, in dem gegenwärtigen Zustande dieses Menschen aufsucht; den Grund dieses Zustandes in seinem vorigen Zustande, und diesen wieder in einem vorigen u. s. w., und also

doch

doch eigentlich keine Freiheit, sondern nur Naturnothwendigkeit annimmt.

Man kann sich, wenn man das bisher Gesagte zusammen faßt, erklären, warum die Vertheidiger dieses Systems so eifrige Freunde und Beförderer der Aufklärung sind. Es folgt aus ihrer Theorie ganz natürlich. Wenn man besser und mehr genießt in dem Maaße, in welchem man die Natur der Dinge um sich her, und sich selbst besser kennen lernt; wenn jeder Zuwachs an Einsicht, Erfahrung und Kenntniß den Menschen auf eine höhere Stufe hebt, wo er weiter um sich schauen und darnach seine Maaßregel für die Zukunft nehmen kann; kurz, wenn mehr Wissen die Bedingung des besser Genießens ist: so kann ja der Mensch für sein wahres Wohl nicht besser sorgen, als wenn er in der Geschwindigkeit so viel Kenntniß, Einsicht und Fertigkeit sich anzuschaffen sucht, als nur immer möglich ist. Der Eudämonismus, welcher unter uns seit dreißig, vierzig Jahren, in der Schule und in der Welt, sein mehr oder minder consequentes Spiel getrieben hat, darf sich ei-

nen großen Theil der schnellen Fortschritte zuschreiben, welchen die theoretische Aufklärung in dieser Zeit unter allen Ständen gemacht hat. Alle gutgesinnte Eudämonisten sind eifrige Apostel der Aufklärung. Das ganze Unglück der Menschheit ist nach ihrer Ueberzeugung in seiner lezten Wurzel Unwissenheit. Man kann daher, wie sie glauben, nichts Wohlthätigeres für die Menschen thun, als daß man sie durch alle mögliche Mittel weiser, d. i. verständiger und geschickter zu machen sucht. Ich gestehe dieser Denkart sehr gern das Verdienst zu, die Menschheit kultivirt und aus der Rohigkeit des Naturtriebes herausgebracht zu haben. Sie hat einer höheren Stufe der Veredlung den Weg gebahnt, und ihr Verbrechen besteht nur darin, daß sie die Menschen nicht weiter lassen will. An der Hand der Natur, wie ein Kind am Gängelbande seiner Leiterin, soll er durch dieses Erdenleben wandern, da doch seine Würde eben darin besteht, sich loszureißen von der Natur, und sich selbstständig über sie hinzustellen.

In

In der That macht die consequente Glückseligkeitslehre alle wahre Moralität unmöglich, denn diese besteht eben darin, daß der vernünftige Mensch keinen Zwang der Triebe mehr anerkennt, alle Fesseln der Natur von sich wirft, und in seinem freien Willen das einzige Gesetz seiner Handlungen findet. Ein solches Ansinnen scheint der Vernunft, die noch in die Bande der Sinnlichkeit verstrickt ist, überfliegend und paradox, und es gibt kein Mittel, ihr diesen Wahn auf eine direkte Weise zu benehmen. Aber da man auf die Anlage dazu in jedem Menschen sicher rechnen kann, so darf man nicht müde werden, dahin zu arbeiten, ihnen das Aufsteigen in diesen höheren Standpunkt, durch Wegräumen der Schwierigkeiten, möglich zu machen, und sie also indirekterweise dahin zu treiben. Dazu gibt es nun aber kein sichereres Mittel, als ihnen immer die Inconsequenz jedes andern Systems, das nicht auf die reine und freie Vernunft gebauet ist, vorzuhalten, ihnen in alle die Schlupfwinkel zu folgen, wohin die Begierde, ihre Denkart zu vertheidigen, sie sich zu verkriechen, lehrt, ihnen alle Ausflüchte abzuschneiden, und es ihnen dann ru-

ruhig zu überlassen, wohin Liebe zur Wahrheit und Wunsch, sich selber achten zu können, sie treiben wird.

Daß der Eudämonist inconsequent werden muß, wenn er nicht in seinen eignen Augen nichtswürdig werden will, ist eine von den Wahrheiten, die sich Jedem, der die Augen nicht muthwillig verschließt, leicht begreiflich machen lassen. Tugendhafte Vertheidiger dieses Systems sind es alle Augenblick. Denn wenn sie nur auf sich merken wollten, so würden sie sich gar oft auf Handlungen ertappen, zu denen sie gekommen sind, sie wissen selbst nicht, wie? die ein dunkles Gefühl in ihrem Innrem billiget, und die sie sich oft, nachdem sie geschehen sind, mit allem Scharfsinn aus ihrer Glückseligkeitstheorie nicht ableiten können. Wenigstens begegnet es ihnen alle Augenblick, daß ihrer Mehrere im ersten Urtheile über die Verwerflichkeit einer aufgegebenen Handlung (z. E. einer Lüge) plötzlich und auf der Stelle zusammenstimmen, und dann doch, wenn es zum Beweise nach der Glückseligkeitslehre kommt, darin soweit von einander abgehen, daß man eher alles andere, als

das

das nemliche Resultat, erwarten sollte. Sie könnten sich diese Mühe ersparen; denn ihr besseres Selbst hat die Lüge schon ein für allemal verdammt, ehe sie noch an die schwierige Aufgabe gingen, zu beweisen, daß die Lüge in dem gegebnen, so wie in jedem andern Falle, erweislich nachtheilige Folgen für unser Wohlbefinden habe. Kein Lügner, der sein Handwerk mit Verstand zu treiben weiß, gibt ihnen das zu, und ich habe wohl öfters auf dem Gesichte solcher Leute ein mitleidiges Lächeln bemerkt, wenn sie sich mußten vordemonstriren lassen, daß die Furcht, entdeckt zu werden, und etwa auch die peinliche Anstrengung, immer auf seiner Huth zu seyn, um sich nicht fangen zu lassen, das Gemüth mit einer solchen Unruh erfülle, die durch allen Gewinnst, den die Lüge verschafft, nicht aufgehoben werden könne. Aber es gibt der Fälle im menschlichen Leben, wo auch der scharfsinnigste Eudämonist, wenn er sonst ein guter Mensch ist, mit seinem Systeme nicht auskommt, wo er nothwendig seiner Denkart ungetreu werden und anders handeln muß, als es seine Grundsätze aussagen. Ich könnte deren viele

anführen, wenn ich mich länger hierbei aufhalten dürfte. Aber ich will aus der Menge nur Einen vorlegen, der, wie ich mir schmeichle, entscheidend genug spricht.

Setze also: Du bist durch natürliche Anlage durch Erziehung und frühe Schicksale gleichgiltiger gegen die Leiden und Freuden deiner Mitgeschöpfe geworden, als es Menschen aus der gebildeten Klasse zu seyn pflegen; davon mußt du die Möglichkeit zugeben; denn es gibt solche Menschen hin und wieder wirklich unter uns. Setze ferner: durch harte und tyrannische Behandlung deines geitzigen Vaters ist die sonst so natürliche Liebe der Kinder gegen ihre Eltern gänzlich verschwunden, welches ebenfalls nicht ohne Beispiel ist. Nun laß eine heftige Leidenschaft zu einem liebenswürdigen aber armen Mädchen in dir entstehen. Schon darum, weil sie arm ist, steht sie deinem Vater nicht an. Er soll aber noch besondere Ursachen haben, gleichviel welche? sie zu hassen; und oben drein soll er sein Augenmerk auf eine andere reiche Person geworfen, und diese, die dein ganzes Herz verwirft,

zur

zur Gattin für dich ausgesucht haben. Was ist natürlicher, als daß er dir seine Einwilligung versagt, und dich wohl gar zu enterben droht, wenn du dich nicht in seinen Willen fügen willst. Du kannst aber ohne seine Einwilligung an keine Verbindung mit deiner Geliebten denken, da du nicht in der Lage bist, ohne ihn leben zu können. Du könntest nun allenfalls so lange warten, bis der Tod oder ein anderer glücklicher Umstand deinen Wünschen zu Hülfe käme. Allein das geht um deswillen nicht, weil die Eltern deiner Braut auch ihrerseits auf eine reiche Versorgung für ihre Tochte gedacht haben, und dir alle Hofnung aufkündigen, wenn du nicht binnen kurzer Zeit die Einwilligung deines Vaters zu verschaffen weißt. Auch deine Braut selbst gibt dir nicht undeutlich zu verstehen, so innig sie wünsche mit dir vereinigt zu werden, so sey sie doch unfähig, den dringenden Bitten ihrer Eltern zu widerstehen, welche in ihrer Versorgung zugleich Aussicht zur Verbesserung ihrer eigenen Umstände zu entdecken glauben. Dein ganzes Erdenglück steht, nach deiner Ueberzeugung, auf dem Spiele. Noch vier Wochen,

und alle deine schönen Aussichten sind auf immer zerstört. (Alles dies kann doch, denk' ich, sehr wohl zusammen treffen). Nun fällt dir der Gedanke ein, deinen alten gebrechlichen Vater, der ohnedem bald sterben wird, durch eine kleine Dosis Gift aus der Welt zu schicken. Du erschrickst. Aber was bedeutet dein Erschrecken, wenn du Eudämonist und consequent bist? Hier ist die einzige Frage, ob diese Vergiftung ein unfehlbares Mittel zur Erreichung deines Zwecks ist? Das ist sie ohnstreitig, so viel du weißt. Was kann dich denn noch abhalten, dies einzige, aber unfehlbare Mittel zu gebrauchen? Dafür mußt du freilich sorgen, daß deine That nicht auskommt, sonst handelst du gegen deinen eigenen Zweck. Aber du wirst ja wohl die Sache so geheim zu betreiben wissen, daß auch nicht einmal die leiseste Vermuthung anderer dich beunruhigen kann. Was ist es denn nun, was sich in deinem Innerendagegen empört? Furcht vor göttlichen Strafen kann es nicht seyn: denn als Eudämonist weißt du von keinen andern Strafen, als natürlichen Folgen deiner Handlungen. Glaubtest du ein anderes Gesetz als dasjenige, welches

ches aus dem Triebe nach Glückseligkeit fließt, und für den Uebertreter dieses Gesetzes andere Strafen, als die natürlichen Folgen, so wärest du kein ächter Eudamonist, und dir ginge nicht die Glückseligkeit über Alles. Als solcher kannst du dich auch auf kein anderes Gewissen berufen, als auf dasjenige, welches darüber richtet, ob du in einem gegebenen Falle der Regel gefolgt bist, die du dir zur Beförderung deiner Glückseligkeit entworfen hattest. Dieses Gewissen aber muß deine Handlung billigen. Es bleibt dir also nichts übrig, als ein dunkles unerklärliches Gefühl von Abscheu gegen einen Vatermord. Aber bedenke wohl, ob du einem solchen Gefühle mehr trauen darfst, als deiner deutlichen Einsicht? Zu welchen Schwärmereien bist du fähig, wenn unerklärliche Gefühle dich leiten dürfen! Wie? Unsinniger, du willst noch nicht? Hier ist der Giftbecher; ein muthiger Schritt, und du bist gerettet. Wirfst du ihn weg, so mache dich auf ein quaalvolles und elendes Leben gefaßt; sieh deine Braut in den Armen eines Andern, und besänftige deine tobende Leidenschaft mit dem Troste, du habest einem Gefühle nicht wider-

stehen können, welches vermuthlich nur ein armseliger Ueberrest deines Katechismusunterrichtes ist, den du lange vergessen zu haben glaubtest. Du bist also entschlossen, lieber Alles zu leiden und zu tragen, was dir das Schicksal auflegen wird, als jener Forderung, die so unbegreiflich aus deinem Inneren spricht, zuwider zu handeln? Du wirfst den Becher mit Abscheu von dir? Wohlan, ich umarme dich als Bruder, und drücke dich mit Freudenthränen an mein Herz. Du bist ein guter Mensch, obgleich du ein inconsequenter Denker bist. Du hast zwar ein andres Gesetz befolgt, als deine Klugheitsregel, und wirst nun wahrscheinlich vor der Hand nicht glücklich seyn, aber du hast die Menschheit in dir selbst über Alles geehrt, und hast das Gebot deines Herzens höher geachtet, als die Sophistereien deiner sinnlichen Begierden. Deinem Systeme bist du durch einen kühnen Sprung entronnen, und siehst nun selbst wohl ein, daß es nichts taugt. Von nun an sage nicht weiter: Ich will immer das thun, was mir die höchste Summe angenehmer Empfindungen verspricht; sondern setze vor der Hand hinzu: wenn ein unbegreifliches

und unerklärliches Etwas in meinem Innern nichts dawider hat. Vielleicht entdeckest du bald, woher die dunkle Stimme aus deinem Innern kommt, und lernst bald einsehen, worauf sie denn eigentlich hinausgeht.

Der consequente Eudämonist mußte hier ein Vatermörder werden, soviel wir sehen; denn wir haben die Natururſache, die seinem Entschlusse die Wage halten konnte, Liebe zum Vater und Sympathie, vorher aus der Wagschaale genommen. Geht alles nach Naturgesetzen, und gibt kein selbstständiger freier Wille den Ausschlag, so mußte der Mord nothwendig erfolgen, eben so nothwendig, als der Tod eines Menschen erfolgt, der einem hungrigen Tyger in die Klauen fällt. Dem Eudämonisten bleibt keine andre Wahl übrig, als entweder zu gestehen, daß er bisweilen gerade gegen seine Grundsätze handeln müsse, und also inconsequent sey, oder Handlungen zu begehen, die sein eigenes Herz verabscheuet. Aber noch einen Einwurf hätte ich bald vergessen, den man gegen unsere Behauptung bisweilen macht, und der geho-

ßen werden muß. „Kann man nicht, heißt es, „den Zustand eines Menschen, welcher den Aus„spruch seines inneren Richters höher geachtet hat, „als Alles, was die sinnlichen Begierden ihm an„bieten konnten — Glückseligkeit — etwa die hö„here Glückseligkeit nennen? Und ist es als„denn nicht doch wahr, was du so sehr bestreitest, „daß der Mensch seiner Natur gemäß niemals et„was Anders begehren könne, als das, was ihm „Glückseligkeit verspricht, und sich zu keinem an„dern Thun entschließen könne, als zu einem sol„chen, wodurch nach seiner besten Einsicht diese „Glückseligkeit wirklich gemacht wird?“ Ich lasse mich um so lieber auf diesen Einwurf ein, da er in der That die lezte noch übrige Verschanzung ist, wohin sich die Vertheidiger der Glückseligkeitslehre zurückzuziehen pflegen, wenn sie alle übrigen Gründe als unhaltbar aufzugeben gezwungen worden sind. Ich antworte also darauf folgendes. Wenn du sogar nicht von der lieben Glückseligkeit loskommen kannst, und deine Rechthaberei so weit treibst, den natürlichen und gewöhnlichen Sinn der Worte zu vergessen, und ihnen einen andern unterzulegen,

den Keiner dabei denkt, als du allein — und das oft erst, seitdem du angefangen hast zu disputiren; so magst du meinetwegen den oben beschriebenen Zustand so nennen. Ich möchte aber wohl wissen, wozu diese Sprachverwirrung, die fast immer eine Denkverwirrung im Gefolge hat, eigentlich nützen soll. Das Bewußtseyn, seinen sinnlichen Begierden und allen eigennützigen Klugheitsregeln zuwider, sich zu einer Handlung entschlossen zu haben, bloß darum, weil sie ein unbekanntes Etwas in uns fordert, hat ein Gefühl von Achtung gegen sich selbst zur Folge, welches Anfangs nur eine kalte Billigung unserer Handlungsweise ist, und allmählig in Selbstzufriedenheit übergeht, die auf einen inneren Frieden führt, der höher ist, als aller Genuß. Warum soll ich nun die klärste Sache von der Welt, zu deren Bezeichnung es auch in unserer reichen Sprache, wie der Augenschein lehrt, gar nicht an eigenthümlichen und bedeutungsvollen Worten fehlt, dadurch verwirren, daß ich diesem Zustande einen Namen gebe, den alle Welt, ohne nähere Erklärung, von der Bezeichnung eines ganz entgegengesetzten Zu-

standes versteht? Eine Glückseligkeit, die darin besteht, alle Glückseligkeit für nichts zu achten, bedarf einer weitläuftigen Erklärung. Ein Gefühl von Achtung gegen sich selbst, welches aus dem Bewußtseyn entsteht, daß man sich über alle Triebe nach Glückseligkeit erhoben hat, ist Jedermann verständlich, dem nur die Sache selbst nicht unbekannt ist. Aber es ist nur leider Grund genug zu der Vermuthung, daß der hartnäckige Widerspruch eben aus dieser Unbekanntschaft mit der Sache selbst fließt, welches ich indessen hier dahin gestellt seyn lasse. Nur soviel ist klar, daß jenes Gefühl von Selbstzufriedenheit etwas so Einziges in der menschlichen Natur ist, daß es mit gar keinem andern Gefühle verglichen werden kann. Es zieht ab von der Sinnlichkeit, und erhebt über sie; es kann daher nicht von ihr abstammen. Man hat vor der Handlung von ihm gar keinen Begriff, und kann daher bei seinem Entschlusse zu der ersten freien guten Handlung wenigstens nicht darauf Rechnung machen. Es ist von ganz anderer Art, als alle sinnliche Empfindungen, die aus dem Triebe nach Vergnügen fließen, und selbst als alle

ästhe-

ästhetische Gefühle, die aus der Beurtheilung des Schönen in der Natur und Kunst entstehen, und kann daher nicht mit ihnen verglichen werden. Sobald also von der Berechnung der Annehmlichkeit die Rede ist, und bloß gefragt wird: wie viel? wie stark? wie lange? spielt dies Gefühl eine sehr kleine Rolle; und wenn es sinnliche Empfindungen gibt, die bis zum höchsten Entzücken zum augenblicklichen Vergessen seiner selbst steigen können; so wirft uns dieses Gefühl in unser wahres Selbst zurück, ist von der höchsten Besonnenheit begleitet, gewährt auch nicht den kleinsten Theil jener süßen Nervenspannung, und läßt uns in Vergleich dagegen eiskalt. Man ist desselben unter den grausamsten Körperschmerzen, auf der Folter und im Angesicht des schmähligsten Todes fähig. Von welchem andern Gefühle läßt sich das sagen? Sieht es nicht einer bitteren Spötterei ähnlich, wenn man einem Menschen, der um der Tugend willen die Daumenschrauben trägt, oder das Wühlen des Mordmessers in seinem Eingeweide empfindet, zuruft: Halt aus, geliebter Freund, du bist doch in diesem Augenblicke glückseliger, als in den Armen

 dei=

deines geliebten Weibes, oder in einem rührenden Schauspiele? Man enthalte sich denn endlich einmal jener zwecklosen Sprachverwirrung, und jener verdächtigen Ausflucht. Was ein Zustand angenehmer Empfindungen ist, wissen wir Alle. Was der Zustand von Achtung und Selbstzufriedenheit ist, kann ein Jeder, sobald er will, erfahren. Man verwirre also nicht wieder, was endlich einmal durch die scharfsinnigste und glücklichste Untersuchung rein von einander geschieden, und durch die bedeutendsten Ausdrücke bestimmt genug bezeichnet ist.

Der consequente Eudämonist findet sein eigentliches Selbst nicht in der Vernunft, sondern in der Genußfähigkeit. Daß er an keine Freiheit des Willens glaubt, dessen hat er gar kein Hehl. Es ist in ihm gar nichts Selbstständiges und von der Natur Unabhängiges. Er ist ein Glied in der Ordnung der Natur, und geht und muß gehen, wohin er gestoßen und getrieben wird. Gebunden an das mechanische Triebwerk seiner Nervenspannung kann er der Kette nicht entlaufen, die ihn un-

unabläſſig gängelt und leitet. In den Wirkungen ſeiner Vernunft iſt zwar oft ein Anſchein von Freithätigkeit; aber es iſt nur das geheimere Spiel ſeiner Triebe, und alle Freiheit löſet ſich auf in Naturnothwendigkeit. Er folgt zwar nicht unmittelbar dem Triebe nach Vergnügen; er ſchiebt ſeinen Genuß auf; warum? um deſto mehr und beſſer zu genießen; das iſt ſeine ganze Freiheit. Mit dieſer Vernunft und dieſer Freiheit iſt er nicht dem Weſen, ſondern nur dem Grade nach vom Thiere unterſchieden. Was bei jenem Inſtinkt iſt, das iſt bei ihm Vernunft; und jenes wie dieſer läuft an der unſichtbaren Kette der Naturgewalt fort. Die Naturgewalt iſt es, das blinde Schickſal, was Alles aus ihm macht, was er wird. Daher weiß er auch nichts von Vorwurf und Reue, ſondern nur von Mißfallen an ſeiner Unvollkommenheit, d. i. an ſeinem Klugheitsmangel. Sünden heißen ihm Irrthümer; und Verbrechen, groſſe Irrthümer. Sich beſſern heißt: von ſeinen Irrthümern zurückkommen; üble Gewohnheiten ablegen, verſtändiger werden u. ſ. w. Was aus ihm wird, ein liebenswürdiger gu-

ter Mensch, oder ein Bösewicht, das mußte er werden, und es kommt ganz allein auf die Rechnung des Zufalles, der ihn gerade in diese Verkettung der Dinge hinwarf. Mit einem Worte: er steht im Mittelpunkte des Weltalls, und sieht Alles, was da ist, nur aus dem Gesichtspunkte an, in wie fern es schadet oder nützt: könnte die Summe seiner Glückseligkeit durch die Zerstörung von Millionen Weltkörpern nur um einen Grad erhöhet werden, so müßten, hätte er die Macht, sie zu vernichten, und wollte er seinem Gesetze treu bleiben, alle diese Millionen von Sonnen, Monden und Erden in Trümmern zu seinen Füssen fallen.

Diese und ähnliche Betrachtungen, die sich einem jeden über die Gründe seiner Handlungen nachdenkenden Menschen von selbst aufdrängen, erschrecken natürlich die unverdorbene Seele, und machen ihr ein Prinzip verdächtig, aus welchem so gefährliche Folgerungen gezogen werden können. Eine innere unvertilgbare, und durch alles Blendwerk einer falschen Weisheit nicht zu bekämpfende

Stim-

Stimme spricht alle Augenblicke dazwischen, wenn die Begierden sich erheben, und leitet zu dem Gedanken: Nein, so kann es nicht seyn, so etwas darf und soll nicht folgen. Aber anstatt nun zu den ersten Principien hinaufzusteigen und nachzusehen, ob sich denn wirklich in der menschlichen Natur nichts anders finde, als Triebe nach Vergnügen, und eine Vernunft, die das Geschäft hat, für die sicherste und beste Art der Befriedigung dieser Triebe zu sorgen, bleiben die Meisten auf halbem Wege stehen, künsteln an der Glückseligkeit so lange, bis etwas herauskommt, wobei das innere Schreien einigermaaßen zum Schweigen gebracht, aber doch niemals etwas Genugthuendes ausgemittelt wird. Um dem Abgrunde zu entgehen, in welchen sie der consequente Eudämonismus zu stürzen droht, werfen sie sich blindlings in die Arme der mittheilenden Neigungen, überreden sich, die wahre Glückseligkeit bestehe nur darin, unablässig an der Glückseligkeit aller anderen Menschen zu arbeiten, und gerathen so in eine Denkart, welche zwar nicht so gefährlich, als die vorige, aber dafür desto inconsequenter ist, und immer noch sehr

weit von der ächten Sittlichkeit entfernt bleibt. Dies ist der geläuterte Eudämonismus, den wir izt in Betrachtung ziehen wollen.

Ansicht der verfeinerten Glückseligkeitslehre.

In diesem Systeme wird die Glückseligkeit eben so beschrieben, als in dem vorigen, daß sie nemlich der Zustand angenehmer Empfindungen sey. Aber in Absicht der Mittel, wodurch die Glückseligkeit bewirkt werden kann, trennen sich die Anhänger dieses Systems von ihren Halbbrüdern, den reinen Eudämonisten. Diese halten sich nemlich an die bloße Erfahrung, und bilden sich aus dem Schatze derselben mit Hülfe des Verstandes und der Vernunft Verhaltungsregeln. Jene wissen dahingegen zum Voraus, daß die Beförderung der allgemeinen Glückseligkeit das sicherste und einzige Mittel ist, sich selbst die größte Summe angenehmer Empfindungen zu verschaffen. Ihr höchster Grundsatz heißt daher: Befördere aus allen Kräften das Wohl der menschlichen Gesellschaft,

oder:

oder: Thue das, wodurch die meiste Glückseligkeit bewirkt wird. Nicht ganz einig sind sie schon in der Entscheidung der Kollisionsfälle. Einige wollen, daß die eigene Glückseligkeit in jedem Falle der Allgemeinen untergeordnet werden solle. Sie erklären es für nothwendig, alle Wünsche aufzuopfern, so oft das Ganze oder auch nur viele andre Menschen dabei zu kurz kommen. Dieser strengen Meinung ist unsere Elisa zugethan, wie mir es scheint, ob sie gleich auch nicht immer fest daran hält. Andere wollen, man soll genau berechnen, auf welcher Seite das meiste Vergnügen bewirkt werde, und darnach seine Handlungen einrichten. Am bestimmtesten, scheint es mir, hat sich Herr Dedekind in einer kleinen Schrift: Grundlinien der Rechtslehre darüber erklärt. Nach ihm soll von zwei in Relation stehenden Bedürfnissen allemal durch unsere Handlung dem größesten Bedürfnisse abgeholfen werden, gleichviel, ob sich dieses Bedürfniß bei uns oder bei andern findet. Dadurch erhalten die Freunde dieser Denkart wenigstens eine gewisse Regel zur Entscheidung aller Kollisionsfälle.

In

In diesem Systeme heißt jede Handlung Pflicht, durch welche nach unserer jedesmaligen Einsicht die meiste Glückseligkeit hervorgebracht wird. Tugend ist die Fertigkeit, seine Triebe nach Vergnügen jedesmal zu besiegen, so oft ihre Befriedigung nicht mit der allgemeinen Glückseligkeit bestehen kann. Diese allgemeine Glückseligkeit ist auch das, was viele Vertheidiger dieser Denkart gern das Gute oder auch das Beste nennen. Freiheit schreiben sie allerdings dem Menschen zu, aber nur in dem Sinne, daß sie sey: ein Vermögen, zu wählen zwischen der Befriedigung des Triebes und der Befolgung des Gesezes der allgemeinen Glückseligkeit. Da sie aber doch zu wissen vorgeben, daß die Beförderung der allgemeinen Glückseligkeit immer wohlthätig auf uns selbst zurückfalle, und, sey es nicht in diesem, doch gewiß in einem andern Leben, unsere eigene Glückseligkeit am vollkommensten bewirke, so scheint doch von ihrer Freiheit auch nicht viel mehr als der Name übrig zu bleiben, und sich unvermerkt in der Naturnothwendigkeit zu verlieren.

Richtet man nun an die Vertheidiger dieses Systems zuförderst die sehr wichtige und bedenkliche Frage: woher sie denn so gewiß sind, daß die Beförderung der allgemeinen Glückseligkeit das einzige und sichere Mittel ist, sich die gewünschte eigene Glückseligkeit zu verschaffen? so erhält man ganz verschiedene Antworten.

„Wir glauben eine moralische Weltregierung, „— antworten uns Einige — einen Gott, der „die Glückseligkeit aller Lebendigen will, und der, „vermöge seiner Macht, Güte und Weisheit, al„les so eingerichtet hat, daß sein Zweck endlich ein„mal erreicht werden muß, und daß Alle, die ihn „zu hindern gesucht, nur sich selber geschadet, und „alle, die ihn nach besten Kräften befördert, auch „eben dadurch am besten für sich selber gesorgt ha„ben." Das ist Alles sehr schön: aber eine Frage: wie seyd ihr zu dieser überschwenglichen Einsicht in den Weltplan gekommen? Durch Betrachtrachtung der Natur? — Der Schein, der euch blendet, ist sehr leicht aufzudecken, und ihr seyd sehr leicht zu überweisen, daß ihr erst alles in die

Na-

Natur hineintraget, was ihr durch eure Schlüsse nachher wieder herauszieht. Ich gebe es zu, daß die Einrichtung der Welt auf Macht, Weisheit und Güte hindeutet; aber das ist nicht genug. Sollt ihr wirklich sicher seyn, daß Gott die Welt regiert, und daß er Jedem in dem Maaße die Glückseligkeit zutheilen wird, als er selbst thätig ist, die Glückseligkeit seiner Nebenmenschen zu befördern; so muß in Gott nicht bloß Güte, nicht bloß Macht, nicht bloß Weisheit, es muß auch Gerechtigkeit in Gott seyn, oder der Wille, Jedem mitzutheilen, was ihm gebührt. Nun aber kann man mit euch wetten, was ihr wollt, daß ihr mit aller Sophisterei niemals im Stande seyn werdet, den Begriff der Gerechtigkeit aus der Natur abzuleiten. Ihr werdet nie weiter kommen, bis auf eine weise Güte, und es wird demonstrirt werden können, daß das eher alles andere, als Gerechtigkeit ist.

„Darin hat der Gegner Recht — ruft hier „ein kleiner Haufe — diesen Glauben und diese „Einsicht in den Plan Gottes haben wir nimmer-

„mehr

„mehr der Naturphilosophie zu verdanken. Nur „eine unmittelbare Offenbarung hat uns davon ge„wiß machen können. Die Natur zeigt uns nur „einen gütigen, mächtigen und weisen Urheber; „die Offenbarung lehrt uns einen gerechten und hei„ligen Willen, eine richtende, belohnende und be„strafende Gottheit, und ergänzt dadurch unsere „mangelhafte Vernunfterkenntniß. Einen gütigen „Gott kann ich lieben; einen mächtigen Gott fürch„ten; einen weisen Gott bewundern; aber nur ei„nen gerechten und heiligen Willen verehren. „Dieser zur Befestigung unserer Tugend so noth„wendige, zu unserer Ruhe so unentbehrliche Be„griff fehlt ganz in der sogenannten natürlichen „Religion, und muß darin fehlen, denn die Na„tur weiß nichts von Gerechtigkeit und Heiligkeit. „Aber durch die Offenbarung ist unserer Unwissen„heit in diesem Stucke glücklich abgeholfen, und „unsere Moral hat durch die Offenbarung ein festes „und sicheres Princip erhalten.“

Ich finde es in der That begreiflicher, daß euch eine Offenbarung diese Einsicht in Gottes Welt-

plan

plan verschafft haben kann, als daß ihr sie durch die Betrachtung der Natur ausgeklügelt haben solltet. Allein es kann mir gleichviel seyn, ob ihr oder eure Halbbrüder, die Theisten, Recht haben. In beiden Fällen ist der Glaube an einen moralischen Weltplan mit Allem, was daraus abgeleitet wird, etwas dem Menschen sehr Zufälliges und gar nichts so Nothwendiges, daß es sich in jedem Einzelnen finden müßte. Ihr habt diesen Glauben, und er mag eure mangelhafte Moral stützen: ich habe nichts dawider. Aber Millionen haben ihn nicht. Rund um euch her gibt es Leute genug, die ihn auch nicht haben. Es gab eine Zeit, wo ihr ihn auch nicht hattet, und ihr seyd nicht sicher, ob ihr ihn bis an das Ende eurer Tage behalten werdet. Da ihr nicht stille steht auf dem Wege der Erkenntniß, sondern rastlos fortschreitet, so ist es wenigstens sehr möglich, daß es euch eben so geht, wie vielen andern, daß ihr im Fortgange eurer Entdeckungen auf etwas stoßt, was ihn wankend macht oder umwirft, wie wird es alsdenn um eure Moral stehen? Hoffentlich werdet ihr doch nicht auf das desperate Mittel fallen, die Augen

fest

fest zuzudrücken, um nichts zu sehen, was ihr nicht sehen wollt? Also gestehet nur aufrichtig: eure sichere Stütze der Moral ist sehr unsicher. Sie hängt ab von einer theoretischen Einsicht, welche wieder abhängig ist von einem Glauben, der abermals wieder von etwas sehr Zufälligem abhängig ist, und Niemanden schlechthin angemuthet werden kann. Ich kann sehr gerne zugeben, daß der Glaube an Gott dem Menschen natürlich ist, und sich einem Jeden Unbefangenen gleichsam von selber aufdringt. Aber was habt ihr damit gewonnen? Nicht den allgemeinen Glauben an einen übersinnlichen Regenten der Welt, sondern an einen Solchen, der die Glückseligkeit aller Lebendigen will: der von den Menschen die Beförderung seines Willens als Bedingung seiner eignen Glückseligkeit fordert; an einen gerechten Richter, Belohner und Bestrafer; welches Alles weit mehr ist, als ihr jemals werdet unwiderleglich gewiß beweisen können.

Und endlich, wenn man euch das Alles zugegeben hat, so findet sich, daß ihr wieder hingera-

then seyd, wo ihr doch auf keine Weise hinwolltet, nemlich in die Schlangenwindungen des Eudämonismus; daß eure eigene Glückseligkeit doch wieder das Höchste und Lezte ist, was ihr beabsichtigt; daß ihr die Unterwerfung unter den Willen Gottes nur als das nothwendige Mittel braucht, dieses euer Höchstes und Leztes zu erreichen, und daß ihr also gar nicht Ursache habt, so vornehm auf eure Glaubensgenossen, die ächten Eudämonisten, herabzusehen, indem ihr mit ihnen von einerlei Principien ausgeht, und nur durch einen kühnen Sprung eine Zeitlang von ihrer Straße abkommt.

Noch eines unverständlichen Worts muß ich erwähnen, ehe ich weiter gehe. Es gibt nemlich Einige, die auf unsere obige Frage: woher wißt ihr, daß die Beförderung eurer eigenen Glückseligkeit nicht anders von statten gehen kann, als wenn ihr euch die Beförderung der allgemeinen Glückseligkeit zum höchsten Zwecke sezt? die Antwort geben: Das sagt uns unsere Vernunft. Man kann ihnen auf den Kopf zusagen, daß sie sich selber nicht verstehen. Von was für

einer

einer Vernunft reden sie? von einem Räsonnirvermögen, durch dessen Hülfe der Mensch überlegen, vergleichen, trennen, verbinden und abstrahiren kann; also von der sogenannten theoretischen Vernunft, diese kann nichts weiter, als den Schatz der Erfahrung, der durch Hülfe des Verstandes und der Sinne erworben ist, weiter bearbeiten, und auf Principien bringen. Mit dieser Vernunft ist namentlich hier weiter nichts zu machen, als einzelne Regeln, der Erfahrung nach, unter eine höhere Einheit zu vereinigen, und sie auf eine Grundregel zu bringen. An die Erfahrung ist also die Vernunft gebunden, und alle ihre vorgeblichen Befehle müssen in der Erfahrung allein ihren lezten Grund finden. Die Vernunft sagt es, heißt also im Munde dieser Leute nichts anderes, als: die Erfahrung lehrt es; und es klingt nur so ein wenig gelehrter. Indessen hat es mit dieser Wortverwechselung nicht viel zu sagen, wenn sie nur darin Recht haben, daß die Erfahrung wirklich gelehrt hat, oder noch täglich lehrt, daß die Beförderung der allgemeinen Glückseligkeit das unfehlbarste Mittel sey, sich die selbsteigene zu er-

werden. In der That beruft sich auch die größte Zahl der Anhänger der verfeinerten Glückseligkeits-lehre, zum Beweise der Wahrheit ihrer Lehre, ganz allein auf die Erfahrung, und hält diesen Beweis für unwiderleglich.

„Seht um euch her — rufen sie uns zu — „findet sich derjenige nicht am meisten geehrt, ge-„achtet und geliebt, der seinen Nebenmenschen das „meiste Gute erweist? Geht es nicht ihm im Gan-„zen genommen am besten? und wäre auch das „nicht immer der Fall, lehrt nicht einen jeden gu-„ten Menschen seine eigne Erfahrung, daß, wenn „auch Undank sein Lohn in der Welt ist, doch ein „inneres Gefühl von Wohlseyn und Zufriedenheit „ihn hinlänglich für jedes Opfer belohnt, welches „er der Wohlfarth seiner Brüder gebracht hat?“ Wir wollen sehen.

Der erste Grund fällt sogleich hinweg, und das darum, weil ich Niemanden ins Herz sehen, und also niemals gewiß wissen kann, ob er nach dem Grundsatze der allgemeinen Glückseligkeit gehandelt hat, oder nach sehr eigennützigen Triebfe-

dern, die er nur recht schlau zu verstecken wußte; oder vielleicht auch bloß aus blinder Sympathie, zu welcher man wirklich erzogen werden kann. Ist es mir nun unmöglich, dies zu entscheiden, so kann ich natürlich auch darüber nicht entscheiden, ob die Liebe und Achtung, die ein Mensch genießt, eine verdiente Belohnung seines guten Willens ist, oder nicht. Auch fehlt sehr viel, daß die Wohlthäter ihrer Nebenmenschen immer in der Welt nach Verdienst belohnt und geschätzet würden. Nur eine oder die andere Art dieser Wohlthäter kann darauf mit einiger Wahrscheinlichkeit Rechnung machen; und die andern erhalten oft nur Haß, Verfolgung und Spott zum Lohne. Das sind ja alles bekannte Wahrheiten, wobei wir uns nicht aufzuhalten brauchen.

Auf die äußere Erfahrung also kann man sich nicht berufen: aber vielleicht ist der Ausspruch der inneren Erfahrung eines jeden guten Menschen desto entscheidender. Wir wollen hören, was der reine Eudämonist, unwillig darüber, daß sein ehemaliger Glaubensgenosse ihr gemeinschaft-

ches Princip verlassen zu haben scheint, dagegen zu erinnern hat.

Du behauptest also, redet er den geläuterten Eudämonisten an, erfahren zu haben, daß ein inneres Gefühl von Zufriedenheit in jedem Falle hinreichend entschädigt, für das oft sehr schwere Opfer, welches du der Glückseligkeit deines Nebenmenschen gebracht hast? Gut. Ich kann deine Erfahrung nicht widerlegen; aber du wirst doch hoffentlich nicht so unbillig seyn und verlangen, daß ich dir das so aufs Wort glauben, und mich entschließen soll, den Sperling in der Hand für die Taube auf dem Dache hinzugeben? Wie wirst du es zum Beispiel anfangen, mich zu überzeugen, daß ich besser thue, den Beutel mit hundert Dukaten, den ich so eben gefunden habe, seinem Eigenthümer wieder zuzustellen, als ihn in meinen Nutzen zu verwenden? Der Mann, der den Beutel verloren hat, ist ein reicher Verschwender, der eine solche Summe fast jeden Abend im Spiele wagt, gewinnt oder verliert. Die Freude, den Beutel wieder zu erhalten, wird wahrscheinlich für

ihn

ihn wohl eben so wenig bedeutend; als der Schmerz seyn, ihn entbehren zu müssen. Dahingegen ist die Summe von angenehmen Empfindungen, die ich mir mit hundert Dukaten zu verschaffen gedenke, so sehr groß, daß mir in diesem Augenblicke sogar der Maaßstab fehlt, sie zu berechnen. Ich bin arm, und sehne mich schon seit langer Zeit nach einer Anzahl theurer und kostbarer Bücher. Das Vergnügen, meine Kenntnisse zu vermehren, kenne ich aus Erfahrung. Aber das ist es nicht allein, was mich nach dem Besitze jener Bücher lüstern macht. Ich werde mir binnen kurzer Zeit einen Schatz von Kenntnissen erwerben, die mich über meine itzige beschränkte Sphäre emporheben, in eine neue Laufbahn versetzen, und mich zu einem Ziele führen werden, auf welches von jeher mein ganzes Dichten und Trachten gerichtet ist. Alle diese schönen Aussichten soll ich nun, nach deiner Meinung, fahren lassen, soll das sichere Mittel dazu, die hundert Dukaten, die mir so glücklich zu rechter Zeit in die Hände gefallen sind, aus den Händen lassen, um eines Gefühls theilhaftig zu werden, von welchem

du mir wundergroße Dinge versprichst? Gestehe, Freund, daß deine Zumuthung sehr stark ist. Glückselig will ich nun einmal seyn, das versteht sich, und darin habe ich deine Beistimmung. Aber daß man das am sichersten durch Aufopferungen dieser Art wird, wie du behauptest, das will mir, mit deiner Erlaubniß, nicht recht in den Kopf. Scheint es dir in meiner Lage nicht sicherer, wenn ich mich an das Gewisse, was ich kenne, halte, als wenn ich nach etwas Ungewissem trachte, wovon ich gar keinen Begriff habe? Du fragst mich: ob ich denn nie in meinem Leben die Erfahrung gemacht habe, daß es große Freude bringt, mit eigener Aufopferung anderen Menschen Freude zu machen? Ich gestehe dir aufrichtig: Nein. Und wie hätte ich auch jemals so thöricht seyn, und den Versuch dazu machen sollen? Ich war jedesmal in dem nemlichen Falle, wie izt, und that jedesmal, was ich izt auch zu thun gedenke, ich hielt mich an den Sperling in der Hand. Zwar habe ich wohl Eins und das Andere gethan, was die fromme Einfalt anderer Menschen so ausgelegt hat; aber ich wußte am besten, was an der Sache war, und

fand

fand es sehr gerathen, sie bei ihrem Glauben zu lassen. Die Kunst zu scheinen, was man nicht ist, mein guter Freund, hat ihren großen Nutzen, und der klügste und glücklichste ist der, welcher sie am besten versteht. Soll ich aufrichtig seyn? Ich glaube gar nicht, daß es dir mit deiner Versicherung Ernst ist, und du magst wohl auch deine geheimen Ursachen dabei haben, mir eine Erfahrung vorzulügen, die du nie gemacht hast und nicht gemacht haben kannst, zu Folge deiner eignen Lehre. Du hast mir eingestanden, daß Glückseligkeit auch dein höchstes Gut ist, und daß man durch Erfahrung die Mittel lernt, sich diese Glückseligkeit zu verschaffen. Wie bist du denn zu der Erfahrung gekommen, daß die Beförderung fremder Glückseligkeit das sicherste Mittel ist, sich die selbsteigene zu verschaffen? Als du dich zum erstenmale in deinem Leben entschlossest, ein gewisses Vergnügen fahren zu lassen, da hattest du doch diese Erfahrung noch nicht gemacht? Was war es denn also, was dich bewog, etwas Gewisses aus den Händen zu lassen, um etwas Unbekanntes dagegen einzutauschen? Lernt man nur durch Erfahrung,

 daß

daß ein inneres und süßes Gefühl solche Opfer belohnt, so begreife ich nicht, wie man auch nur einmal den Gedanken an so etwas haben kann, zu einer Zeit, wo man diese Erfahrung noch nicht gemacht hat. Du wirst es mir also nicht verdenken, daß ich deiner Versicherung keinen Glauben beimesse, da ich finde, daß sie einen offenbaren Widerspruch enthält. Ja! hättest du vielleicht gethan, was du von mir in diesem Augenblicke verlangst, den Versicherungen eines Andern wenigstens einmal mehr getrauet, als der eignen bisherigen Erfahrung; so wäre die Schwierigkeit dadurch nur verschoben, nicht aufgelöst. Denn dieser Andere müßte doch irgend einmal etwas, zu Folge einer Erfahrung, gethan haben, die er nicht gemacht hatte. Und wenn der nicht, doch wenigstens irgend einmal Einer zu allererst.

Ich weiß nicht, womit dieses Räsonnement widerlegt werden könnte. Es wird offenbar in dieser Lehre etwas auf eine Erfahrung gegründet, und werden doch Bedingungen angenommen, unter welchen diese Erfahrung niemals eintreten kann.

Der

Der Mensch soll durch Erfahrung gelernt haben, daß er das Bedürfniß seiner Natur nur auf eine gewisse Art vollständig befriedigen kann, und doch wird dem Menschen eine Natur zugeschrieben, durch welche es ihm niemals möglich wird, jene Erfahrung zu machen. So etwas pflegt man umsonst einen Widerspruch zu nennen, welches aber doch nicht geschehen darf, weil es unhöflich, um nicht zu sagen intolerant ist, berühmten Leuten nachzusagen, daß sie sich eines Widerspruchs schuldig gemacht hätten. Indessen bleibt es doch sehr merkwürdig, daß viele Moralisten trotz aller Läuterung und aller Aufklärung, welche durch die scharfsinnigsten Untersuchungen der neuern Philosophen in dieser Materie ans Licht gebracht worden ist, noch immer fortfahren, im Zirkel zu erklären. Oder ist es etwa kein Zirkel: Die Möglichkeit der eignen Glückseligkeit auf die Erfahrung zu gründen, und wiederum die Möglichkeit der Erfahrung aus dem Streben nach Glückseligkeit abzuleiten? oder wie Andere, die die Glückseligkeit aus dem Bewußtseyn, seine Pflicht gethan zu haben, sich erklären, und denn wieder das Bewußtseyn der

Pflicht=

Pflichterfüllung in das Bewußtseyn setzen, seine Glückseligkeit aus allen Kräften befördert zu haben?

Der geläuterte Eudämonismus ist die inconsequenteste Denkart von allen. Was die bloßen Triebe wollen, das wissen wir; wie sie am besten befriedigt werden können, das lehrt die Erfahrung. Durch Vernunft lassen sich viele einzelne Erfahrungen zusammenfassen, und es lassen sich durch ihre Hülfe aus diesen Erfahrungen Regeln für unser Verhalten bilden. Das ist alles begreiflich. Es ist ferner begreiflich, wie der Mensch mit dieser Denkart dazu kommen kann, anderen Menschen Gutes zu thun, nemlich, wenn er klar und deutlich das Wohlseyn Anderer als Bedingung seines eigenen Wohlseyns ansieht; oder auch aus natürlicher Liebe und Sympathie; wenn diese Naturanlage zufälligerweise in einzelnen Menschen besonders stark angebauet, und dadurch ein zufälliges Uebergewicht über die eigennützigen Triebe bewirkt worden ist, wovon man die Möglichkeit zugeben muß. Aber wie der Mensch jemals dahin kommen

men könne, in anderen Fällen, als welche durch obige Voraussetzung möglich gemacht worden sind, anderen Menschen Gutes zu thun, das wird in Ewigkeit nicht begreiflich gemacht werden können, so lange man sich bloß an die sinnliche Natur des Menschen hält, und ihm nicht das Vermögen einräumen will, ohne alle Hinsicht auf Befriedigung seiner sinnlichen Triebe sich durch reine praktische Vernunft zu irgend einer Handlung bestimmen zu können. Dem Menschen eine eigennützige Natur als einzige Triebfeder aller seiner Handlungen beilegen, und doch die Möglichkeit uneigennütziger Handlungen behaupten, das wird immer und ewig ein Widerspruch bleiben.

Wir haben bisher das Princip der allgemeinen Glückseligkeit als sich selbst widersprechend, und also in sich selbst zusammenfallend gefunden. Itzt laßt uns das vergessen; laßt uns gar nicht darnach fragen, woher dies Princip komme, und wodurch es begründet werde. Laßt uns nur sehen, wohin es führt, und einen Jeden, der es vertheidigt, fragen, ob er dahin wolle? Wenn die allgemeine

Glückseligkeit mein höchster Zweck ist; so werde ich mir es zur Regel machen, Niemanden sein Eigenthum gegen seinen Willen zu nehmen, weil ich wohl begreife, daß die Glückseligkeit eines Jeden gar sehr gefährdet wird, wenn er seines Eigenthums nicht sicher ist; und da schon der bloße Gedanke der Unsicherheit desselben eine Quelle von Unruhe und Unzufriedenheit ist, so werde ich auch laut bekennen, und den Grundsatz allgemein verbreiten helfen, daß das Eigenthum heilig seyn müsse. Da aber diese Heiligkeit des Eigenthums nur durch die allgemeine Glückseligkeit, die ich als das Höchste und Lezte ansehe, bedingt ist, so werde ich diesem meinen Grundsatze gemäß, das Eigenthumsrecht Anderer nicht achten, sobald ein Fall vorkommt, in welchem durch die Verletzung desselben eine größere Summe von Glückseligkeit bewirkt werden kann, als durch die Haltung desselben. Setzet also den Fall: ich könnte dem reichen Geizhals, der hundert Arme um sich herum hülflos läßt, eine beträchtliche Summe entwenden, ohne daß das Eigenthumsrecht überhaupt wankend gemacht würde, so dürfte ich das thun. Ihr sagt:

das Lezte sey nicht möglich. Ich dürfte also wohl, wenn es nur möglich wäre? warum sollte es denn nicht möglich seyn? wenn ich ihn nun im Handel betrüge? ihm die Wechselbriefe, Juwelen und Beutel voll Geld, die ich etwa gefunden habe, nicht wieder gebe, oder selbst heimlich den Topf voll Geld wegnehme, den er im Garten verscharret hat? Durch Alles dieses wird keines anderen Menschen Eigenthum wankend gemacht, und ich bin also verpflichtet, das Alles zu thun, sobald ich nur die gute Absicht habe, die Nothdürftigen, Hungrigen und Nackenden damit zu unterstützen, zu speisen und zu kleiden. Nach diesen Grundsätzen stahl Crispinus den Reichen das Leder, und machte Schuhe daraus für die Armen. Nach diesen Grundsätzen darf ich ein Testament unterschlagen, wodurch ein reicher Prälat seinen weitläuftigen reichen Anverwandten zum Erben eingesetzt hat; da ihn eine Menge dürftiger und näherer Anwandten beerbt haben würde, wenn er kein Testament gemacht hätte. In diesem Falle soll sich wirklich einst ein Notarius in Paris befunden haben. Er durfte nur das Testament, woran Niemand

mand dachte, und worauf der, zu dessen Gunsten es gemacht war, nicht die mindeste Rechnung machte, in das neben ihm im Kamin brennende Feuer werfen, so war Alles geschehen; eine Menge Arme war versorgt, und die Ungerechtigkeit des Testators war wieder gut gemacht. Die Sicherheit der Testamente wurde nicht etwa dadurch wankend gemacht, wie Manche einwerfen möchten. Dies wäre nur der Fall gewesen, wenn die Sache zur öffentlichen Kenntniß gediehen und unbestraft geblieben wäre. Der Notarius durfte also nur Niemanden etwas davon sagen, und allenfalls noch zum Ueberfluß bei jeder Gelegenheit die Lehre öffentlich behaupten, daß ein rechtmäßiges Testament immer heilig gehalten werden müsse.

Ist die Bewirkung der allgemeinen Glückseligkeit der höchste Zweck, so haben die Eigenthümer von Leibeigenen Recht, wenn sie diesen die Freiheit aus dem Grunde versagen, daß nach ihrer besten Ueberzeugung dies Geschenk sehr gefährlich für Jene seyn würde; daß nach ihrer genauen Kenntniß dieser Menschenklasse ihnen kein größeres Glück

be-

begegnen könne, als unter der Vormundschaft eines wohlwollenden, einzig auf ihre wahre und dauerhafte Glückseligkeit bedachten Herrn zu stehen.

Ist die größtmöglichste Summe von Glückseligkeit der lezte Zweck der Staatsgewalt: so handelt der Regent recht, welcher Verträge mit einzelnen Klassen und Ständen seiner Unterthanen eigenmächtig aufhebt, sobald sie dieser allgemeinen Glückseligkeit im Wege stehen: er handelt recht, wenn er den Reichen ihr Vermögen nimmt, und es den Armen zuwendet: er handelt recht, wenn er die Konstitution so oft über den Haufen wirft, als er kann, sobald er nur keine andere Absicht dabei hat, als die allgemeine Glückseligkeit. Es ist seine Schuldigkeit, die benachbarten Reiche zu unterjochen, sobald er glaubt, die Einwohner desselben glücklicher machen zu können, als sie izt sind. Was ist wohl jemals in der Welt Verruchtes, Schändliches und Verabscheuungswürdiges geschehen, was nicht vertheidigt werden könnte, wenn diese gute Absicht Alles entschuldigt? „Könn-

„te ich mit Ihrem Tode zwei andere Menschen „glücklicher machen, als sie izt sind, so würde ich „Ihnen ohne Bedenken das Messer in den Leib „stoßen," hörte ich einst einen Mann vom Militärstande zu seinem Nachbar in einer großen Gesellschaft sagen. Er wollte durch dieses Beispiel die Rechtmäßigkeit einer Eroberung beweisen, die sein Regent unternommen hatte, und urtheilte consequenter, als viele andere, die mit ihm von einerlei Principien ausgehen.

Will man ein recht auffallendes Beispiel davon haben, wohin das System der allgemeinen Glückseligkeit führt, so richte man nur seine Aufmerksamkeit auf die große Begebenheit unserer Tage in einem benachbarten Lande, und erinnere sich an alle die zahllosen Gräuelthaten, die dort um des allgemeinen Wohls willen begangen worden sind. Es ist wahr, die meisten und verächtlichsten Helden der Revolution waren eigennützige Bösewichter, die auch mitunter gar kein Geheimniß daraus machten, daß zuförderst ihr eigenes Wohl, Macht, Reichthum und Einfluß die Triebfeder ihrer schreck-

lichen

lichen Unternehmungen war. Aber es ist eben so gewiß, daß viele andere, die dort Rollen spielten, nicht unmittelbar für sich selbst sorgen wollten, sondern zunächst dasjenige im Auge hatten, was sie die Wohlfarth oder die Glückseligkeit des Volks nannten. Was konnte doch wohl Leute, wie Pethion und andere, die in ihrem vorherigen Privatleben als gutmüthige, wohlwollende, liebenswürdige Menschen bekannt waren, die durch ihre Schriften sich Achtung und Liebe in ganz Europa erworben hatten, was konnte, sage ich, diese Leute bewegen, Grausamkeiten zu begehen, zu veranlassen, und zu vertheidigen, die gewiß ihr Inneres verabscheuete? Was war es anders, als die heillose Schwärmerei, daß das Wohl des Ganzen, die Glückseligkeit der größten Zahl des Volks ihr höchstes Ziel seyn müsse? Diesem Götzen zu Ehren wurden Maaßregeln genommen, die nur in einem Anfalle von Wahnsinn gebilligt werden können, wurden Gesetze gegeben, wie sie nur die leidenschaftlichste Schwärmerei erfinden kann, wurden Septembermorde angestellt, Revolutionstribunäle eingesetzt, Guillotinen aufgerichtet, Städte

zerstört, Länder verwüstet, und Alles, was Gerechtigkeit, Vernunft und Menschlichkeit forderte, mit Füßen getreten. Man wird vergebens alle diese Gräuelthaten aus eigennützigen Trieben zu erklären suchen. Die vielen Züge von wahrem Heldensinne; die muthige Aufopferung aller Lebensfreuden, die ein glückliches Privatleben gewährt; das Vergessen seiner selbst in dem vorgezeichneten Endzwecke, die kalte Verachtung des Todes in der Gefahr, und so manches andere, was man den Stiftern und Leitern der Revolution ohne Ungerechtigkeit nicht absprechen kann: das Alles deutet auf ein höheres Princip hin, als auf die Beförderung der eigenen Glückseligkeit. Sie wollten nach ihrer besten Ueberzeugung das Wohl des Ganzen, und hielten sich berechtigt, diesem ihrem Zwecke jede andere Rücksicht, jede Forderung der Gerechtigkeit und Menschlichkeit aufzuopfern. Nur einmal wollten sie Unrecht thun, und dann für ihr ganzes künftiges Leben sich der Gerechtigkeit und Menschlichkeit hingeben. Dies eine Mal wollten sie nur ihrem eigenen Herzen Gewalt anthun, weil nur dadurch ihr Zweck, die allgemeine Glückseligkeit

erreicht werden konnte: dann in Zukunft sollte nichts als Treue, Gerechtigkeit und Menschenliebe unter ihnen herrschend seyn.

Man lese einmal mit Hinsicht auf diese Bemerkungen, die Reden und Schriften dieser Schwärmer, und man wird Alles bestätigt finden. Die allgemeine Glückseligkeit ist ihnen Alles, und alles Uebrige ist ihnen nur um deswillen etwas werth. In einem Staate muß Gerechtigkeit herrschen: jeder muß die allergrößeste Sicherheit für sein Leben und für sein Eigenthum haben; warum? weil nur so die Glückseligkeit Aller möglich ist. Keiner muß ins Gefängniß geworfen werden, ohne daß ein gegründeter Verdacht auf ihn gefallen ist: er muß sogleich verhöret, und wenn er unschuldig befunden wird, frei gelassen werden. Nur wegen Vergehungen gegen ein ihm bekanntes Gesetz kann er gestraft werden, und jede andere Strafe ist wahrer Mord. Dergleichen Grundsätze geben sie zu; aber sie gelten ihnen nicht unbedingt, sie gelten ihnen nur, in so fern sie Mittel sind, die allgemeine Glückseligkeit zu bewirken.

Tritt nun der Fall ein, daß nach ihrer Meinung der Zweck durch das angegebene Mittel nicht erreicht werden kann, so halten sie sich berechtigt, das Mittel dem Zwecke aufzuopfern, und wohl gar die ganz entgegengesetzten Maaßregeln zu nehmen. Dem zufolge werfen sie denn Jeden, der im Verdachte steht, verdächtig zu seyn, ins Gefängniß, lassen ihn dort halbe Jahre lang unverhört schmachten, und schicken ihn endlich zur Guillotine, nicht weil er eines Verbrechens überwiesen ist, sondern weil er ein Aristokrat ist, weil er gefährlich werden könnte, und weil sein Tod nützlich ist. Diesen lezten Grund haben mehrere Revolutionsrichter ungescheuet angegeben. Den nemlichen Grundsätzen zu Folge berauben sie die Reichen ihres Vermögens, und deportiren alle andere, deren Meinung und Begriffe von der allgemeinen Glückseligkeit nicht die Ihrigen sind. Daß ich ihnen mit diesen Beschuldigungen nicht zu viel thue, davon kann sich Jeder überzeugen, der ihre Reden zu verstehen fähig ist. Selbst die besten unter ihnen haben sich nicht über die verabscheuungswürdige Maxime erhaben, daß der Zweck die Mittel heiligt,

ligt, und Einer von diesen, der als Opfer des Partheihasses gefallen ist, Camille des moulins sagt noch in einer seiner lezten Schriften gerade heraus, daß es bisweilen erlaubt sey, von den Grundsätzen der Moral abzugehen, wenn das nemlich ein Mittel wird, das allgemeine Beste zu bewirken.

Sollte wohl der Convent, als ein Gerichtshof, den König Ludewig XVI. zum Tode verurtheilt haben, wenn ihm etwa aus einem fernen Lande die Aktenstücke dieses Prozesses zugeschickt wären? Wer kann das glauben? Er würde sich dann bloß an die Frage des Rechts gehalten, und die Folgen nicht in Betracht gezogen haben. Warum verurtheilte er ihn denn izt zum Tode? Mag es seyn, daß einige aus Irrthum über die Thatsachen, Andere aus Furcht vor der möglichen Rache in der Zukunft, ihre Stimmen zum Tode gegeben haben: es fehlt nicht an Vermuthungsgründen, daß Viele ihn bloß deswegen zur Guillotine verdammten, weil sie seinen Tod zur Gründung der Republik für nothwendig hielten, also um des gemeinen Besten willen.

Diejenigen haben nun sehr Unrecht, den Helden der Revolution Vorwürfe über ihre Maaßregeln zu machen, welche mit ihnen von einerlei Grundprincipien ausgehen. „Ich will zwar auch „nichts anders, als die allgemeine Glückseligkeit; „aber ich halte den Septembermord, oder auch nur „die Straflosigkeit der Mörder für kein Mittel da„zu," heißt nichts gesagt, und berechtigt auch zu keinem Vorwurfe von Unmoralität gegen diejenigen, welche jene Gräuelthaten für ein unfehlbares Mittel unter diesen Umständen hielten. Es ist ein Streit, den sie nicht schlichten können, weil Keiner sich in des Andern Stelle versetzen kann. „Wäret ihr an unserem Platze gewesen, ihr Stu„bengelehrten; — sagen Jene — hättet ihr un„sere Erfahrungen und Einsichten gehabt, so wür„det ihr wohl anders urtheilen." Wer sich also berechtigt hält, jene fluchwürdigen, von allen gutgesinnten Menschen verabscheueten Maaßregeln, zu verwerfen, der wird sogleich inconsequent, wenn er kein anderes Princip anerkennen will, als das, was die Urheber jener Schändlichkeiten auch anerkennen, das Princip der allgemeinen Glückselig-

keit; denn unter den angegebenen Bedingungen folgen daraus jene Thaten ganz nothwendig. Sind wir denn nun aber nicht berechtigt, euch anzumuthen, euer Princip fahren zu lassen, und euch nach einem besseren umzusehen, da doch aus diesem Princip Handlungen erfolgen, die ihr selbst misbilliget? Seyd ihr nicht inconsequent, wenn ihr es beibehaltet, und doch, wenn es zum Handeln kommt, davon abspringet, und dies und jenes thut, was ihr nicht daraus erklären könnt?

Ich habe schon oben gelegentlich auf eine andere Mangelhaftigkeit dieses Systems aufmerksam gemacht, nemlich darauf, daß man mit ihm in vielen Fällen gar nicht eigentlich weiß, zu welcher unter mehrern möglichen Handlungen man sich entschließen soll. Man will Alles um sich her glücklich machen. Da wird es nun nöthig, daß man nicht etwa bei seiner eignen Art zu empfinden stehen bleibt, sondern sich fleißig darum bekümmert, wie andere Menschen empfinden; welche Art von Empfindung sie anderen vorziehen; nach welchen Gütern des Lebens sie vorzüglich trachten; welche

Art von Unannehmlichkeit ihnen wohl die widrigste ist; welchen Eindruck dieses und jenes auf sie macht u. s. w. Da gibt es denn Verhaltungsregeln, die man heute macht, und morgen wieder zurücknimmt; da verliert man sich im Abwägen und Berechnen der mancherlei Grade des Schmerzes und des Vergnügens, schlägt diesmal etwas zu hoch, und ein andermal etwas zu niedrig an, freuet sich heute, daß man einem Menschen diesen und jenen Vortheil zugewandt hat, ärgert sich morgen, daß er diesen Vortheil nicht zu nutzen weiß, plagt und quält sich mit Schattenbildern, treibt sich rastlos umher, wird nie befriedigt, und endigt wohl gar mit Kummer und Trübsinn über fehlgeschlagene Absichten und mislungene Entwürfe. Die achtungswürdigste Klasse der Unglücklichen in der Welt macht gerade solche Menschen aus, die mit einem heißen Verlangen, alles um sich her glücklich zu wissen, in die Welt ausgingen, eine Zeit lang rastlos wirkten, sich in ihrer Rechnung alle Augenblicke betrogen, und endlich, nachdem sie fanden, daß der einfältige und trotzige Menschenhaufe auf seine eigene, und nicht auf ihre Weise

glück-

glücklich seyn wollte, den Schauplatz voll Mißmuth und Unzufriedenheit verließen. Ihnen fehlt also denn der Trost, der den wahrhaft Tugendhaften nie verläßt, daß seine Arbeit nicht umsonst gewesen ist. Dieser hat der Forderung seiner Vernunft Genüge gethan. Was auch immer aus seinen Handlungen erfolgt seyn mag: er bleibt ruhig dabei, und kann es. Er handelte nicht, um sich an den Wirkungen seiner Handlungen in der Sinnenwelt zu ergötzen, sondern um der Stimme in seinem Inneren gehorsam zu seyn. Was erfolgt oder nicht erfolgt, das überläßt er der Vorsehung, von der er glaubt, und nur er allein mit Zuversicht glauben kann, sie werde am Ende alles herrlich hinausführen. Jener sprang vorwitzig aus der ihm angewiesenen Sphäre, wählte sich etwas zum Gegenstande seiner Thätigkeit, was ihm nicht aufgetragen war, und hat nun freilich, da er seine Rolle so schlecht gespielt hat, allen Trost verloren. Er setzte sich eigenmächtig einen Zweck, der ihm durch reine Vernunft nicht aufgegeben war. Er hat seinen Zweck nicht erreicht, und kann sich wohl heimlich nicht abläugnen, daß er den einzigen

Zweck

Zweck, den er sich hätte setzen sollen, und den er erreichen konnte, in der Leidenschaft übersehen, und alle seine Kraft an einem leeren Schattenbilde verschwendet hat. Daher sein Unmuth und sein Mißvergnügen.

Aus allen diesen Labyrinthen ist nun nicht anders herauszukommen, als durch die Annahme eines Systems, welches weder die besondere noch allgemeine Glückseligkeit zum lezten Zwecke der Menschheit macht; welches den Menschen aus dem Gewirre seiner Begierden heraus auf einen Standpunkt führt, wo er frei um sich schauen, seiner wahren Bestimmung inne werden, und mit Zuversicht den einzigen Weg betreten kann, der zum Ziele führt. Ich will dieses System, so weit es dem Ungelehrten, aber im Denken nicht Ungeübten, bis izt verständlich gemacht werden kann, vortragen, ob ich gleich am besten weiß, wie schwierig ein solches Unternehmen ist. Ich kann nichts weiter geben, als eine sehr allgemeine Uebersicht, die denn aber doch, hoffe ich, hinreichen soll, jeden Leser, dem die wichtigsten Angelegenheiten der

Menschen nicht gleichgiltig sind, zu einer näheren Kenntniß jener Schriften zu reizen, in welchen diese Denkart umständlicher, gründlicher und zusammenhängender vorgetragen ist, als es hier hat geschehen können. Sollte diese Schrift Kennern und Eingeweihten in die Hände fallen, so werden diese meinen Versuch mit Nachsicht beurtheilen, da sie die Schwierigkeiten am besten beurtheilen können, mit welchen hier zu kämpfen war. Die Kunst, populär zu seyn, ist eine schwere Kunst, wenn man von Dingen zu reden hat, die eben erst anfangen, außerhalb der Schule bekannt zu werden.

Ansicht des Lehrgebäudes der reinen Sittlichkeit.

Es gibt ein Gefühl, welches eben so allgemein bei allen Menschen ohne Ausnahme angetroffen wird, als es einzig in seiner Art ist. An dieses wunderbare Gefühl, Achtung genannt, wollen wir unsere Darstellung anknüpfen, und an dem Leitfaden, den es uns darreicht, Schritt vor Schritt weiter zu kommen suchen. Die leblose Na-

Natur flößt uns Furcht, Schrecken, Hofnung, allenfalls auch Liebe und Zuneigung ein. Die Thierwelt desgleichen; aber niemals Achtung. Nur Menschen allein, nur ihre freien Handlungen, und nur eine gewisse Art dieser Handlungen sind dasjenige, was dieses eigenthümliche Gefühl in uns hervorbringt. Wir achten Niemanden seines Ranges, seiner Macht, seines Reichthums, seiner Talente wegen; denn das sind Geschenke der Natur und der Umstände, sein freier Wille hat wenig Theil daran. Selbst Kenntnisse, Einsichten und Geschicklichkeiten sind für sich selbst kein Gegenstand unserer Achtung. Es hat große Gelehrte gegeben, die von aller Welt verachtet worden sind, weil sie schlechte Menschen waren; dahingegen zwingt uns oft ein gemeiner Tagelöhner durch seine Handlung ein Gefühl von Achtung ab, und wir sind so wenig Herr dieses Gefühls, daß wir denselbigen Menschen, dem wir unsere Achtung nicht versagen können, in andrer Hinsicht wohl unausstehlich finden. Alles, was der Mensch der Natur und seiner besondern Lage verdankt; alles, was er thut aus Zwang, aus Gewohnheit, aus

Ei-

Eigennutz, Ehrsucht, Selbstliebe und Furcht, das können wir wohl an ihm lieben, fürchten, bewundern, aber niemals achten. Ja, was das Sonderbarste ist, wir sehen uns oft gezwungen, solche Menschen zu achten, die wir wirklich hassen und verwünschen. Das ist z. B. der Fall eines Delinquenten gegen seinen rechtschaffenen durch nichts bestechlichen Richter. Er wird sich nicht enthalten können, ihn zu achten, selbst in dem Augenblicke, da Jener ihn zum Zuchthause verdammt, wenn er nur gewiß ist, daß der Mann nach Pflicht und Gewissen und ohne Vorliebe und Haß, in diesem Falle, wie in allen übrigen Fällen handelt. Auf der andern Seite ist es eine alltägliche Erfahrung, daß wir Menschen von ganzen Herzen lieben, ohne sie zu achten. Wir werden uns nie enthalten können, einem Menschen gut zu seyn, der uns bei jeder Gelegenheit Beweise von Zuneigung und Wohlwollen gibt; aber er wird auch damit nicht um einen Schritt in unserer Achtung weiter kommen, wenn wir uns selber gestehen müssen, seine Zuneigung zu uns sey bloß das Werk einer blinden Vorliebe, oder einer fein angelegten

Spe=

Spekulation. Mit einem Worte, wir können an anderen Menschen nur achten, was wir als Folge ihrer freien Selbstbestimmung durch Pflicht erkennen, oder mit Wahrscheinlichkeit vermuthen. Ihr werdet euch nie enthalten können, den Bettler hochzuachten, der euch einen verlornen Ring, den er gefunden hat, wiederbringt, so bald ihr nur gewiß seyd: er hat dabei keine andren Absichten, als seine Schuldigkeit zu thun; er macht das immer so, hält es für nichts Verdienstliches, und glaubt, daß es jeder Andere auch so machen solle. Dahingegen werdet ihr niemals einen Fürsten im Herzen hochachten, der euch mit Ehrentiteln, Pensionen und Geschenken überhäuft, sobald ihr wißt, er spekulirt damit auf eure besondern ihm zuträglichen Talente, und läßt den verdienstvollen Staatsdiener darben, den er wegen seiner Geradheit und Unerschrockenheit nicht leiden kann. Was wir achten sollen, muß freie Wirkung der Selbstthätigkeit seyn, und muß seinen lezten Grund in nichts Anderm haben, als in dem guten Willen und der Ueberzeugung von Pflicht. Darum achten wir den Juden, der seiner Ueberzeugung von der

Verbindlichkeit des Ceremonialgesetzes gemäß lebt, darum achten wir den katholischen Geistlichen, der sein Gelübde der Ehelosigkeit gewissenhaft hält, der täglich seine lateinischen Gebete abliest't, weil er es versprochen hat, der sich streng an die Fastengebete bindet, weil nach seiner Ueberzeugung die Kirche das Recht hat, dergleichen Gebete zu machen; und eben darum können wir Alle diejenigen nicht achten, welche die nemliche Ueberzeugung haben, und dieser Ueberzeugung doch nicht gemäß leben.

Und wenn wir mit unsern Blicken in uns selbst zurückkehren, welche Handlungen und Gesinnungen sind es denn, um welcher willen wir uns selber achten oder verachten? Achten wir uns etwa deswegen, weil wir reich, vornehm, mächtig, klug, gelehrt, voller Talente und Geschicklichkeiten sind, oder verachten wir uns deswegen, weil wir von dem Allen nichts an uns erblicken? Keinesweges. Was die Natur, die Umstände, der Zufall für uns gethan haben, das erkennen wir wohl mit Freude und Dankbarkeit; aber wir ach-

ten uns um deswillen nicht höher als andere Menschen, welche nicht so begünstigt waren. Alle Kraft, die wir anwenden, um uns empor zu arbeiten; aller Muth, den wir brauchen, um Hindernisse und Schwierigkeiten zu überwinden; alle Klugheit, Geduld und Standhaftigkeit, selbst die entschlossene Abweisung aller Reize zum Vergnügen, sind es wohl Gegenstände unsrer Selbstachtung, wenn es mit alle dem auf weiter nichts, als auf bessern, längern, und dauerhaftern Genuß abgesehen ist? Wir machen uns Komplimente darüber, und bilden uns nicht wenig darauf ein, aber wir achten uns deswegen auch nicht um ein Haar breit mehr. Aber dann achten wir uns, wenn wir uns selber das Zeugniß geben können: ich habe bei diesem Entschlusse, bei dieser Handlung mich bloß an die Idee der Pflicht gehalten, nicht zuvor gefragt, welchen Gewinn habe ich davon? sondern mich durch das allein bestimmen lassen, was ich nach meiner besten Ueberzeugung für diesen Fall als Pflicht erkannte. Nur dieses Bewußtseyn allein erhebt den Menschen über die Natur, und flößt ihm das hohe Gefühl von Achtung ge-

gegen sich selbst ein. Wer da überzeugt ist, daß von vielen möglichen Handlungen diese eine nur geschehen, und alle andere unterbleiben sollten, und denn doch den Neigungen und Begierden, die auf etwas anders ausgehen, nachgibt, die durch seine Ueberzeugung geforderte Handlung unterläßt, der verachtet sich auch ganz gewiß in diesem Augenblicke selbst. Denkst du dir deutlich den Satz oder das Gebot: Du sollst nicht lügen; bist also überzeugt, es soll nie gelogen werden, und lügst doch bei der nächsten Gelegenheit; so kannst du durch alle Sophistereien dem Urtheile nicht entgehen: ich bin ein Nichtswürdiger, und hättest du durch deine Lüge ein Königreich gewonnen. Hast du aber bei derselben Ueberzeugung die Lüge unterlassen, so kannst du nicht umhin, dich zu achten, d. h. einen von aller Natur und von allem Urtheile der Menschen unabhängigen Werth dir beizulegen, selbst dann, wenn Alles umher dich belächelte, und über deine Einfalt spottete. Mit einem Worte: das erhebende Gefühl der Achtung ist keine Gabe der Natur, ist unabhängig von der Gunst der Menschen, ist lediglich die Folge der freien Selbstthä-

tigkeit, die sich durch den Gedanken der Pflicht bestimmt. Ich bin damit nicht an etwas außer mir, sondern an etwas in mir gebunden. Nichts in der Welt kann es mir geben oder nehmen; ich selbst kann es mir allein geben oder nehmen, sobald ich will.

Es erfolgt unfehlbar, sobald ich mir das Zeugniß gebe, daß ich meiner Ueberzeugung von Pflicht gemäß gehandelt habe. Aber worauf gründet sich dies Zeugniß? Hier stoßen wir auf etwas Neues im menschlichen Gemüthe, nemlich auf einen innern Richter, der da untersucht, verhört, verdammet und losspricht, auf das Gewissen. Das Gewissen ist nicht der Gesetzgeber meiner Handlungen; diesen werden wir nachher kennen lernen. Ach ist das Gewissen nicht die Urtheilskraft, die nach den Regeln des Denkvermögens festsetzt, ob auf den vorliegenden Fall eine allgemeine Regel anwendbar sey oder nicht. Nein, das Gewissen ist dasjenige, was mich antreibt, mir Gesetze zu machen; was mir aufgibt, dabei redlich zu verfahren; was entscheidet, ob dies geschehen sey, und end-

endlich richtet, ob ich an das auf diesem Wege gefundene Gesetz redlich meinen gegenwärtigen Fall gehalten, und mich ihm gemäß zur Handlung entschlossen habe. Das Gewissen ist ein untrüglicher Richter, und kann niemals irren. Ich kann mich darin irren, ob etwas überhaupt Pflicht oder nicht Pflicht sey; aber darin kann ich nie irren, ob ich die Untersuchung redlich angestellt habe. Es kann ein Fehler der Urtheilskraft seyn, wenn ich in meiner Lage etwas für Pflicht halte, was ein andrer nicht dafür hält; aber es ist unmöglich, daß ich nicht wissen sollte, ob ich mit Aufrichtigkeit zu Werke gegangen bin, und mir etwa nicht selbst blauen Dunst vorgemacht habe.

Es gibt also ein Gewissen. Kein Mensch kann es läugnen, denn Jeder hat es in sich selbst. Er ist nicht gezwungen, sich an dem Ausspruch desselben zu kehren; er kann es unterdrücken, ihm ausweichen; aber er kann es nicht vertilgen. So gewiß du dich achtest oder verachtest, so gewiß hast du über dich geurtheilt, und so gewiß du geurtheilt hast, hast du einen Grund in dir gefun-

den, das: „Schuldig oder Unschuldig!“ über dich auszusprechen.

Zwei Menschen können ganz entgegengesetzte Handlungen für Pflicht halten, und können doch beide gewissenhaft seyn. Ein Katholik, der am Freitage kein Fleisch ißt, und ein Protestant, der es ißt, können beide sich mit vollem Rechte auf den Ausspruch ihres Gewissens berufen. Beide haben den redlichen Willen, zu thun, was ihre Pflicht ist. Beide haben darüber nachgedacht, ob die Kirche das Recht habe, Speisegesetze zu geben. Der Eine hat gefunden, daß die Kirche dieses Recht hat, der Andere hat entdeckt, daß die Kirche dieses Recht nicht hat. Beide handeln nun nach ihrer Ueberzeugung von Pflicht, d. i. sie folgen dem Ausspruche des Gewissens. Dieser Ausspruch ist in beiden Menschen der nemliche, und lautet so: Es ist der Ueberzeugung gemäß gehandelt. Darin können sie beide nicht irren, welches der Ausspruch des Gewissens sey? Sie sind auch beide darin einig, daß sie diesem Ausspruche folgen wollen, er mag so oder so ausfallen; sie

sind beide gewissenhaft. Worin einer von beiden sich irret, das liegt außer dem Gebiete des Gewissens, das gehört nicht mehr vor den moralischen Richterstuhl, sondern fällt der gesetzgebenden Macht im Reiche der Sitten anheim.

Aus allem diesem läßt sich nun sehen, worin eigentlich die wahre Moralität besteht: nemlich darin, daß der Mensch seiner jedesmaligen Ueberzeugung von Pflicht gemäß handelt; und es läßt sich also einem Jeden anmuthen, folgende Sätze anzuerkennen:

Suche dich zu überzeugen, was deine Pflicht sey;
Was du auf diesem Wege findest, das thue lediglich darum, weil du es als deine Pflicht erkannt hast.

Es gibt davon gar keine Ausflucht, und man darf dreist jeden Menschen der Unmoralität anklagen, der den Inhalt dieser Sätze läugnen oder auch nur bezweifeln wollte. Das Gewissen ist der

höchste Richter im Menschen; es gibt von ihm gar keine Appellation, und er entscheidet in lezter Instanz. Wer es für gleichgiltig erklärt, ob der Mensch so oder so handelt; wer es für unmöglich hält, durch redliche und unpartheiische Prüfung zu finden, was in einem jeden Falle für uns Pflicht sey; wer sich, aus was für Gründen es auch sey, weigert, diese Untersuchung anzustellen; wer die Entscheidung seines Gewissens nicht für hinreichend hält, sondern erst noch die Triebe nach Vergnügen befragt, eh' er sich zur That entschließt, der mag sich drehen und wenden, wie er will; er ist ein Nichtswürdiger, und weiß es auch, daß er es ist. Er wird nie im Ernste behaupten, dieser Ausspruch sey intolerant; denn er steht selber alle Augenblicke vor dem inneren Richter bleich und roth; und ob er sich auch lange die Ohren verstopft, um den gefürchteten Urtheilsspruch nicht zu hören, so hilft das doch nur eine Zeitlang. Eh' er sichs versieht, überfällt ihn das Gefühl seiner Verächtlichkeit, und alle Sophistereien sind nicht hinreichend, ihm auszubeugen, oder es in sich zu zerstören.

Aber izt entsteht eine andere höchst wichtige Frage, durch deren Beantwortung wir unsere gegenwärtige Untersuchung zu Ende bringen werden. Wenn ich nun den guten Willen habe, Alles zu thun und zu lassen, was ich nach meiner besten Ueberzeugung in jedem Falle als Pflicht erkennen werde, so muß ich doch zuförderst wissen, was überhaupt Pflicht ist. Nur dann erst, wenn ich darüber mit mir selbst aufs Reine bin; wenn ich ein Höchstes und Leztes gefunden habe, in welchem alle mögliche Pflichten begriffen sind, nur dann erst bin ich im Stande, meine jedesmalige Handelsweise damit zu vergleichen, und aus der Einsicht der Uebereinstimmung oder des Widerspruchs mit jenem Höchsten und Lezten zu der Ueberzeugung zu kommen, daß irgend etwas in einem besondern Falle Pflicht oder nicht Pflicht sey. Welches ist nun also das Höchste und Lezte?

Dieser Frage kann wieder niemand ausweichen, dem es wirklich um Moralität zu thun ist. Das Gewissen dringt ihn, sich Verhaltungsregeln für einzelne Fälle zu machen. Alle diese Verhaltungs-

regeln können aber wieder nur unter einer höhern Regel begriffen seyn, die ohne Ausnahme gilt, das heißt: unter einem allgemein verbindenden, alle einzelne Regeln und alle einzelne Fälle unter sich begreifendem Gesetze. Folglich ist es Gewissenssache, nach diesem höchsten Gesetze zu fragen, und das Gebäude der Sittlichkeit kann nicht vollendet werden, wenn dieses höchste Gesetz nicht gefunden, und aller moralischen Beurtheilung zum Grunde gelegt wird. Es muß nothwendig ein solches Gesetz geben, denn gäbe es keins, so wäre keine Bestimmung unserer einzelnen Pflichten, keine Beurtheilung unserer Handlungen, kein Verdammen und Lossprechen, kein Achten und Verachten möglich. Nun ist aber das Lezte wenigstens eine unbestreitbare gewisse Thatsache; also muß auch alles vorhergehende wahr seyn, und also muß es auch ein höchstes Gesetz für Jedermann geben, von dem alle übrige Sittenvorschriften nur Theile sind. Welches ist nun dieses Gesetz?

Ueber die Sache selbst kann kein Streit seyn, wohl aber über die Abfassung derselben in Worte.

Was

Was dieses Gesetz enthält, das haben alle Menschen von jeher in Gedanken gehabt; aber ausgedrückt haben sie es freilich nicht auf einerlei Weise. So ist es auch izt wieder, da man mehr wie jemals Fleiß und Scharfsinn angewandt hat, um es auf eine allgemein begreifliche und für Jedermann verständliche Formel zu bringen. Es gibt der Formeln viele, unter welchen dem Einen diese, dem Andern jene deutlicher und anwendbarer vorkommt. Alle die Formeln: Alles was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen: Handle nach einer Maxime, die du als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung denken kannst; Handle nach einer Maxime, die du als ewig gültiges Gesetz für dich denken kannst; Bleibe in Uebereinstimmung mit dir selbst; Befördere die unbedingte Herrschaft der Vernunft u. s. w. Alle diese Formeln sollen genau das nemliche ausdrücken, und es kann einem geübten Verstande nicht schwer fallen, aus jeder dieser Formeln alle einzelne Pflichten abzuleiten. In allen soll gesagt werden, daß der lezte Grund alles Handelns in dieser Welt in keinem Triebe, in keiner Neigung, sondern le-

diglich in der reinen Vernunft zu finden seyn muß; daß sie, die Vernunft, die alleinige Gesetzgeberin seyn soll, und daß dasjenige, was sie uns aufgibt, schlechthin und bloß darum, weil sie es aufgibt, giltig ist. Ich will izt die Hauptpunkte des durch die reine Vernunft aufgestellten Sittengesetzes nach der Formel: Befördere nach allen deinen Kräften die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Vernunft mit wenigen Worten angeben. Es ist dies bloß ein Fingerzeig für diejenigen Leser, welchen diese Denkart noch fremd ist, damit sie ohngefähr sehen, worauf in derselben alles hinausläuft, und sich bewogen finden mögen, an der Quelle weiter nachzuforschen.

Will ich die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Vernunft in der Welt, so gilt dies Gebot nicht bloß von meiner eigenen Vernunft, sondern von aller Vernunft überhaupt, wo ich sie immer finden mag. Jedes Vernunftwesen, also jeder Mensch ist mir Zweck an sich selbst, und es ist mir nie erlaubt, ihn als bloßes Mittel zu meinen

anderweitigen Zwecken zu behandeln. Jeder Mensch soll in allem, was er in der Welt thun oder lassen will, von nichts anderm, als von seinem eigenen freien Willen abhängen, und es ist mir verboten, ihn in irgend einem Falle zu zwingen, es sey denn, daß er mir dazu vorher das Recht eingeräumt habe. Dies ist wirklich bisweilen der Fall, und alsdenn werde ich meinem Gesetze nicht untreu, wenn ich ihn zwinge. Dies gilt vorzüglich von der Staatsverbindung, in welcher wir mit einander stehen, und aus folgenden Gründen stehen müssen.

Wir kennen uns alle selbst genug, um nicht zu wissen, daß uns alle bei Gelegenheit die Lust anwandeln kann, Eingriffe in die Freiheit unseres Nebenmenschen zu thun. Nun aber ist gar nicht daran zu denken, daß wir mit Erfolg an der Erreichung unserer höchsten Zwecke in der Welt arbeiten werden, wenn unser Leben mit Allem, was davon abhängt, nicht gesichert ist; wenn nicht ausgemacht ist, auf welche Weise wir neben einander bestehen, und wie wir Einer von dem Andern be-

han-

handelt sein wollen. So gewiß ich also Sicherheit für meine eigene Freiheit verlange, so gewiß verlangen auch alle übrige Menschen Sicherheit von mir. Um diese Sicherheit uns gegenseitig zu leisten, treten wir in eine Staatsverbindung, bestimmen dadurch, wie wir Einer von dem Andern behandelt seyn wollen, legen die Macht, uns dazu mit Gewalt zu zwingen, in die Hände der Obrigkeit, und versprechen zum Voraus, diesen Zwang für giltig zu erkennen. In eine solche Verbindung zu treten, ist für Jedermann Pflicht, denn sie sichert allein die Möglichkeit, seinen übrigen Zwecken nachzugehen, und keinen Menschen gegen seinen Willen zu behandeln. Wer aber den Zweck will, muß auch das einzig mögliche Mittel wollen.

Sobald die Staatsverbindung geschlossen ist, so sehe ich die Sphäre meiner äußern Freiheit durch die Freiheit aller Uebrigen begränzt. Das Rechtsgesetz hat Jedem diese Sphäre zugetheilt, und nur innerhalb derselben ist er frei, d. i. an seinen eigenen Willen gebunden. Alle Rechtsgesetze, die der Staat mit Gewalt durchsetzen kann, sind aber für

Je-

Jedermann auch durch das Sittengesetz verbindlich geworden, und Jeder muß sich in seinem Gewissen verpflichtet halten, sie auch da zu befolgen, wo es ihm möglich wäre, sich dem Zwange der Staatsgewalt zu entziehen, und das eben auch aus dem obigen Grunde: wer den Zweck will (Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Vernunft), der will auch die einzigen Mittel (die Befolgung der Rechtsgesetze).

Das Rechtsgesetz läßt mir eine weite Sphäre für meine Handlungen, innerhalb welcher ich an meinen eignen Willen gewiesen bin. Womit soll ich diese Sphäre ausfüllen? Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Vernunft ist mein Endzweck. Ich sehe voraus, ich werde ihn nie erreichen, er liegt in der Unendlichkeit; aber ich kann mich ihm allmählich nähern, das ist mein endlicher Zweck. Alle meine Handlungen sind sonach durch das Sittengesetz schon zum Voraus in Beschlag genommen, und Alles, was ich jemals thun kann, wird nichts anders, als eine Beförderung oder Verhinderung dieses Zweckes seyn. Indem ich mich nun

anschicken will, das unbedingte Gebot meiner Vernunft in Ausübung zu bringen, sehe ich wohl, daß ich bei mir selbst den Anfang machen muß. Was bin ich mir denn etwa schuldig? was verlangt das Sittengesetz in Rücksicht meiner Person? Die Antwort ist: ich soll ein taugliches Werkzeug seyn, und soll mich geschickt machen, alle seine Gebote auf das vollkommenste zu erfüllen. Hieraus entspringen die **bedingten** Pflichten (sonst Pflichten gegen uns selbst genannt): Erhalte dein Leben in dieser Welt. Nur wenn du lebst, kannst du wirken, und der freiwillige Tod ist in jedem Falle eine strafbare Aufkündigung des Gehorsams gegen das Sittengesetz. Dein Leib, mit allen seinen Bedürfnissen und Trieben, werde von dir als Instrument der Vernunft, und also nicht als Zweck behandelt. Mache ihn tauglich dazu nach deiner besten Einsicht. Verschaffe ihm Stärke, Gesundheit, Dauerhaftigkeit, und den Grad von Gewandtheit, die du in deinem besonderen Stande brauchst. Die Befriedigung der Naturtriebe ist rechtmäßig, denn sie gehen alle auf Erhaltung, Ernährung und Wohlseyn des Körpers. Ich soll sie

be-

befriedigen, nicht um des Genusses willen (dieser darf nie mein lezter Zweck seyn), sondern damit der Naturzweck erreicht werde. Wenn man unter Glückseligkeit nichts anders verstehen wollte, als den Zustand des befriedigten Naturbedürfnisses: so wäre nichts erlaubter, nichts rechtmäßiger, nichts vernünftiger, als diese Glückseligkeit sich zu wünschen, und darnach zu streben. Das Sittengesetz gebietet mir so viel als möglich zu wirken. Will ich das, so muß ich gesund, stark, munter, fröhlich und gutes Muthes seyn; nur dadurch werde ich fähig, mehr zu thun, als ich in einer entgegengesezten Stimmung würde thun können. Aber es ist ganz etwas anders: den Zustand des Wohlseyns als Mittel zu besserer Erfüllung meiner Pflichten zu betrachten, als ihn zum lezten Zwecke zu erheben. Das lezte thut die Glückseligkeitslehre, und deswegen ist sie verwerflich. Ich darf kein anderes Vergnügen begehren, als dasjenige, wodurch ich in den Stand gesetzt werde, mehr und besser zu wirken. Der Unterschied ist also sehr bedeutend. Deine Geisteskräfte entwickele, übe und bilde so viel als dir möglich ist, wiederum nicht deswegen, da-

mit du die Summe deiner angenehmen Empfindungen vermehrst, sondern damit du desto besser im Stande seyst, deinen Wirkungskreis nach deinem besonderen Stande und Berufe auszufüllen.

Soll die Beförderung des Vernunftzweckes planmäßig von statten gehen, so müssen sich die Menschen in die ganze Masse dessen, was geschehen muß, theilen, versteht sich in allen den Geschäften, die übertragen werden können. Dadurch entsteht die Verschiedenheit der Stände: Ackerbauer, Künstler, Handelsleute, Gelehrte. Einen Stand wählen, heißt demnach: in einer besonderen Rücksicht *die* Selbstständigkeit der Vernunft befördern wollen. Es ist Pflicht, eine solche Wahl zu treffen, und dabei weniger auf seine Neigung als auf seine Fähigkeit zu sehen. In dieser Ansicht der Dinge ist kein Geschäft in der Welt so niedrig und unbedeutend, wenn es zur Beförderung des Vernunftzweckes nur nothwendig ist, welches nicht dadurch geheiligt würde. Von dem Ackerbauer und Handwerker an bis zum höchsten Staatsdiener hinauf ist Jeder ein unentbehrliches Mitglied des Sittenreiches auf Erden, der einen Stand erwählt, ohne welchen die planmäßige Beför-

förderung des Vernunftzweckes nicht vor sich gehen könnte. Es ist eben so nothwendig, daß wir essen, trinken und uns kleiden, als daß wir ruhig uud friedlich neben einander wohnen; und der Gelehrte, welcher durch seinen Fleiß die Summe der menschlichen Einsichten vermehrt, ist eben so unentbehrlich, als der Zimmermann, der uns Häuser bauet, oder der Schneider und Schuster, welche für unsere Bekleidung sorgen.

Jeder einzelne Mensch soll sich in Vergleich mit Allem, was nicht Vernunft ist, also mit aller Natur als Selbstzweck ansehn. Aber als Mitglied der Gemeine vernünftiger Wesen sieht er sich nur als Werkzeug des Sittengesetzes an, und hält sich für berufen, die Herrschaft der Vernunft über die Sinnenwelt überhaupt als das höchste und lezte Ziel aller seiner Thätigkeit mit allen Kräften zu befördern.

Hieraus entstehen die unbedingten Pflichten (ehmals Pflichten gegen andere Menschen). Sie sind enthalten in folgender Uebersicht. Willst du die selbstständige Herrschaft der Vernunft in der Welt, so achte jeden Menschen als freies Mitglied der Gemeine vernünftiger Wesen. Außer dem, was das Rechtsgesetz zwischen euch festgesetzt hat,

und welches du heilig zu halten in deinem Gewissen verpflichtet bist, gehört auch noch folgendes für dich. Soll dein Nebenmensch wirken in der Sinnenwelt, so muß er leben. Du darfst also Niemanden tödten, verwunden, verstümmeln. Er wird um so mehr ausrichten, je besser das Werkzeug seiner Vernunft, der Leib, im Stande ist, seinen Willen auszuführen; daher ist es dir Pflicht, für seine Gesundheit, Stärke, und überhaupt für sein körperliches Wohlseyn eben so zu sorgen, als für dein eigenes. Liebe deinen Nächsten als dich selbst. Man könnte auch sagen: sorge für die Glückseligkeit deiner Nebenmenschen, wenn man, wie eben erinnert worden ist, nicht den Zustand der größtmöglichsten Summe angenehmer Empfindungen, sondern vielmehr den Zustand der befriedigten Naturbedürfnisse darunter verstehen wollte. Das erste darf ich gar nicht wünschen, weil das eben so viel heißt, als des Nächsten Unsittlichkeit wünschen, wohl aber das lezte, weil es Bedingung der größeren Wirksamkeit der Vernunft durch ihn ist. Eben so bin ich auch verbunden, seine Geistesentwickelung, die Vermehrung seiner

Kennt-

Kenntnisse, die Berichtigung seiner Einsichten zu befördern, ihn nicht zu belügen, nicht irre zu führen, nicht zu betrügen, und überhaupt der Wirksamkeit seiner Vernunft durch Freiheit in der Sinnenwelt kein Hinderniß in den Weg zu legen. Alles dies ist schon enthalten in dem Satze: Jeder Mensch ist ein freies Vernunftwesen, und das Sittengesetz fordert von mir: ich soll ihn als ein Solches unter allen Umständen behandeln. Eine Hauptpflicht ist es aber noch für jeden Menschen, Moralität um sich her zu befördern, d. h. dahin zu wirken, daß alle meine Nebenmenschen dahin kommen, die Gebote des Sittengesetzes nicht bloß auszuüben, sondern auch bloß deswegen auszuüben, weil sie geboten sind. Dies ist die wahre Moralität. Es geschieht durch gute Beispiele, durch Unterredung, durch Beförderung einer bessern Erziehung und eines bessern Unterrichts, vorzüglich aber durch Theilnahme an religiösen Anstalten und durch fleißige Mitwirkung zu ihrer allmähligen Vervollkommung. Könnte auch dieser und jener, wegen seiner besondern Verhältnisse, alle die mannichfaltige Aufmunterung, die Veranlassung

zum Nachdenken über sich selbst, die Erinnerung an seine erhabne Bestimmung, und noch vieles andere entbehren, was durch den öffentlichen Gottesdienst bewirkt werden soll; so ist das bei vielen andern, ja bei der größten Menge nie der Fall, und er soll nicht blos seine eigene Moralität, sondern auch die Moralität aller übrigen im Auge haben. Der öffentliche Gottesdienst ist nun aber die einzige Anstalt zur Erweckung moralischer Gesinnungen; darum ist es für einen jeden Einzelnen Pflicht, und in unsern Zeiten mehr wie jemals Pflicht, an diesen Versammlungen Theil zu nehmen, und, so viel an ihm ist, zur Aufrechthaltung und Veredlung derselben beizutragen.

Dies sind die Hauptzüge der ächtsittlichen Denkart, und es wird einem jeden Leser wohl von selbst auffallen, daß sie in vielen Stücken gerade das Gegentheil dessen fordert, was in der Welt nicht nur zu geschehen, sondern auch leider gelehrt zu werden pflegt. Das höchste durch die Vernunft gegebene Gesetz, wodurch alle mögliche Handlungen bestimmt werden, heißt das Sittengesetz. Alles, was mit diesem Gesetze übereinstimmt, ist

gut;

gut; das Gegentheil ist böse. Alle Handlungen, die ihm zufolge geschehen sollen, sind Pflicht. Tugend heißt der siegreiche Kampf des Menschen, der die Forderungen des Gesetzes gegen die sinnlichen Triebe und Neigungen durchzusetzen strebt. Das Vermögen, dies zu können, ist die Freiheit. Diese ganze Denkart geht von absoluter Freiheit aus, weil ohne sie gar keine Sittlichkeit möglich ist. Sie muthet einem jeden Menschen diesen Glauben an Freiheit zu, und erklärt schon den Zweifel: ob der Mensch auch Kraft genug in sich habe, sich, allen sinnlichen Trieben zuwider, nach dem Princip der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit bestimmen zu können, für etwas Verwerfliches. Es ist wohl die lächerlichste Forderung von der Welt an die Bekenner dieser Denkart, die absolute Freiheit der Menschen zu beweisen. Der höchste Grund alles Begreiflichen muß selber unbegreiflich seyn, und nur durch seine Annahme wird erst alles Uebrige begreiflich. Wer kein unbedingtes Sittengesetz annehmen will, der wird auch nie an absolute Freiheit glauben. Wer sich aber zur Annahme desselben erheben, und die

Unterwerfung unter dasselbe von sich erhalten kann, der wird sogleich von dieser unbegreiflichen Eigenschaft der Freiheit inne werden. Und wiederum, wer sich einmal als ein freies Vernunftwesen von aller Natur losgerissen, und sich selbstständig über sie hingestellt hat, der kommt dadurch auch zu dem nothwendigen Gedanken, von seiner Freiheit keinen andern Gebrauch, als nach dem Princip der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit zu machen. Freiheit und Sittengesetz bedingen sich einander, und sind nie ohne einander. Ein Beweis, daß es so sey, ist nicht möglich. Es ist die Bedingung alles Uebrigen, daß sich der Mensch so und nicht anders finde, welches geschieht, sobald er will. Alles Streiten und Disputiren ist überflüssig. Nur das kann man Jeden versichern, der noch nicht bis dahin durchgedrungen ist, daß auf diesem Wege allein Ruhe und Frieden sich findet, daß der Mensch nur so zur Einstimmigkeit mit sich selber kommt, und daß es völlig unmöglich ist, jemals diese Ansicht der Dinge fahren zu lassen, wenn man sich einmal zu ihr empor gearbeitet hat. Wem die Frage ganz gleichgiltig ist:

Wo-

Wozu lebt der Mensch in dieser Welt? wer ein anderes Interesse als Wahrheit in sich findet und gelten läßt; wer das Schwankende, Inconsequente und Trostlose aller übrigen Systeme niemals mit heimlichem Kummer empfunden hat, der ist nicht reif für diesen höheren Standpunkt. Aber bei wem das Eine oder Andere jener Stücke der Fall ist, der lasse sich durch die Schwierigkeit nicht abhalten, sondern dringe muthig weiter, und — die Augen werden ihm aufgehn.

Und nunmehr bin ich im Stande, mein oben gethanes Versprechen zu erfüllen, und den wichtigsten Glaubensgrund für die Unsterblichkeit der Seele vorzutragen. Dies soll anizt so deutlich als möglich geschehen.

Des Menschen lezter Zweck auf der Welt, wie wir gesehen haben, ist nicht die Befriedigung seiner Triebe, sondern das Vernünftighandeln. Er soll sich nicht regieren lassen durch seine Triebe, sondern soll sie selbst seinen Vernunftzwecken unterwerfen, die er sich mit Freiheit gesetzt hat.

Vermöge dieses Bewußtseyns seiner selbst, als Vernunftwesen, erkennt sich der Mensch, als etwas nicht in die Reihe der Naturdinge Gehöriges, sondern als etwas über alle Natur Erhabnes, und deswegen schreibt er sich eine Würde zu. Er ist zwar mit einem Körper angethan, der den Gesetzen der Natur unterworfen ist; aber doch behandelt der Mensch diesen Körper mit allen seinen Trieben und Neigungen nur als Instrument seiner Vernunftzwecke. Er kann den Trieben sich blindlings hingeben, und er ist ein blosses Thier. Er kann die Triebe so weit befriedigen, daß die Befriedigung des einen der Befriedigung des andern keinen Eintrag thut; und er ist ein verständiges Thier. Endlich kann er sich über alle Antriebe der Natur erheben, sich Vernunftzwecke setzen, und die Befriedigung seiner Triebe bloß als Mittel brauchen, um sich seinem Endzwecke allmählig zu nähern. Auf dieser Stufe erst ist er ein vernünftiger Mensch in vollem Sinne des Worts. Er trägt die Fesseln der Natur, so weit er will. Keine Naturnothwendigkeit trift seinen freien Willen, denn er ist über sie erhaben

bloß

bloß durch seinen Willen. Er ist Niemand unterworfen als sich selbst. Wer könnte ihn zwingen, wenn er sich nicht zwingen lassen will? Er darf nur wollen, und die ganze Gewalt der Natur liegt zu seinen Füßen. Das Leben ist das Höchste, was sie ihm rauben kann: ist etwas in ihm, was er höher achtet als das Leben, so ist er der Herrschaft der Natur entronnen.

In dem Tugendhaften gibt es nun etwas, was er höher achtet als sein Leben, nemlich das moralische Gesetz. Wenn dies sein Leben fordert, so ist er bereit, es hinzugeben. Mit diesem Entschlusse verwickelt er sich aber in einen offenbaren Widerspruch, wenn er keine Fortdauer nach dem Tode glaubt. Das moralische Gesetz hält ihm Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Vernunft als sein leztes Ziel vor; und er entschließt sich frei, diesem Ziele mit allen Kräften nachzustreben. Auf dem Wege dahin aber liegt, wie er gar wohl weiß, Aufopferung dessen, was die Triebe verlangen, Entsagung manches Genußes, ja vielleicht Verlust des Lebens selbst. Auf jeden Fall also ist sein End-

zweck

zweck nicht durch dieses Leben begränzt, sondern geht auf etwas außerhalb desselben. Einen Zweck setzen, der nicht in diesem Leben erreicht wird, heißt: einen Zweck setzen, der in einem andern Leben erreicht wird. Was ist das aber anders, als ein anderes Leben glauben? Folglich ist ein Tugendhafter, der an kein ewiges Leben glaubt, ein Widerspruch. Eins von beiden muß er aufgeben, entweder die Tugend, oder den Unglauben an seine Fortdauer. Beides kann nicht zusammen bestehen. Sezt er fest, daß mit diesem Leben alles vorbei ist, so kann er keine Tugend brauchen, und muß eine Moral verwerfen, die mit den Neigungen und Trieben des Menschen in ewigem Kriege steht, jede Kapitulation mit ihnen verwirft und unbedingten Gehorsam verlangt. Ist dies Leben Alles, worauf er rechnen kann, so ist seine Moral: Laßt uns genießen, denn morgen ist's vorbei. Wozu sollte er entsagen, und aufopfern, da, wo er gereizt wird? Nur Klugheitsregeln allein kann er gelten lassen; aber nie ein allgebietendes strenges Vernunftgesetz. Will er sich nun um das Vernunftgesetz gar nicht bekümmern und seinen Begierden

den nachleben; so kommt er alle Augenblicke mit sich selbst in Widerspruch, und sieht mit Grauen den Abgrund der Selbstverachtung vor sich aufgeschlossen. Er erschrickt, weicht zurück, und wirft sich der Tugend in die Arme. Nun will er nicht mehr fragen, was nützt es? was bringt es ein? was gewinne ich dabei? sondern was soll ich? Was ihm geboten wird durch das Sittengesetz, das will er durchsetzen, es koste auch, was es wolle; alle seine Ansprüche auf die Freuden des Lebens will er in die Hände der Tugend legen, und ohne Murren sich alles gefallen lassen, was ihm von daher zugetheilt wird. So muß es seyn, denn seine Unterwerfung wird gar nicht angenommen, wenn sie nicht unbedingt ist. Izt wird ihm ein Ziel aufgesteckt, dem er zwar in jeder Stunde seines Lebens einige Schritte näher kommen, welches er doch aber nie erreichen kann. Unabhängig soll er werden von Allem, was nicht er selbst ist: selbstständig soll er sich selbst genug seyn, und nichts außer sich bedürfen. Dahin kann er es nie in diesem Leben bringen, das sieht er wohl. Da er es nun aber dessen ohngeachtet soll, so kann er auch gar

nicht

nicht zweifeln, daß es ein Jenseits gibt, und so glaubt er festiglich an seine unendliche Fortdauer. Hier ist gar kein Ausweg. Entweder Tugend und Unsterblichkeit: oder Vernichtung und Laster. Ehrst du die Menschheit in dir selbst über Alles, so hast du dich der Herrschaft der Natur entzogen, und lebst in einer andern Welt, als diese Sinnenwelt ist. Du erblickst dich als Mitglied einer übersinnlichen Reihe der Dinge, und kannst ohne Widerspruch nicht denken, daß die Zerstörung der Körperwelt dein eigentliches und wahres „Ich" treffen könne. Mit dem ersten Schritte in dieser neuen Laufbahn eröffnet sich dir die Aussicht in die Unendlichkeit, und dein Glaube wird in eben dem Maaße gewisser und unerschütterlicher, in welchem du weiter fortschreitest. Keine Spekulation, kein Räsonnement kann dir etwas anhaben, oder dich nur im mindesten wankend machen, denn dasjenige, worauf du bauest, ist unmittelbar gewiß, und liegt höher als Alles, wohin die kühnste Spekulation reichen kann. So gewiß du dich niemals der Herrschaft des Sittengesetzes entziehen kannst, ohne dich selbst zu verachten; eben so gewiß kannst du auch nie-

niemals aufhören, die einzig mögliche Bedingung vorauszusetzen, unter welcher du der Forderung dieses Gesetzes ein Gnüge thun kannst, und unter welcher diese Forderung überhaupt einen Sinn für dich hat.

Aber das ist wahr, daß dieser Glaube sich keinem Menschen andemonstriren läßt. Er gründet sich auf etwas, wozu zwar in jedem Menschen die Anlage da ist, welches aber niemals zur Wirklichkeit kommt, wenn es der Mensch nicht selber dazu machen will, auf Sittlichkeit und Tugend. Man kann die Menschen durch alle Aufklärung, durch allen Unterricht, durch alle Angewöhnung und durch allen Zwang nicht dahin bringen, daß sie die Regeln ihres Verhaltens in der reinen Vernunft suchen und ein Sittengesetz anerkennen, wenn sie nicht selber wollen. Es ist das alles kein Werk der Naturnothwendigkeit, sondern der Freiheit. Man kann ihnen wohl zeigen, daß sie nur so zur Einstimmigkeit mit sich selber gelangen; aber, ob sie diesen Gedanken aufkommen lassen, oder ihn nur einer ernstlichen Ueberlegung würdigen wollen, das hängt bloß und allein von ihnen selber ab. Wer sich nicht über die

Sin=

Sinnenwelt erheben will, und jedes Anmuthen, auf das Uebersinnliche in sich zu merken, von sich abweist, der ist auch dieses Glaubens nicht fähig, und hält ihn für Träumerei. Man kann zwar mit Recht voraussetzen, daß es wohl keinen Menschen gibt, dem nicht bisweilen eine Ahnung von der übersinnlichen Welt anwandelt. Aber diese Ahnung kann nie lebendiger Glaube werden, so lange der Mensch sein Herz nicht von dem Streben nach Genuß, und von der Begierde nach sinnlicher Lust ganz und völlig losgerissen hat. Thut er das nicht, so hat er auch kein Interesse, nach etwas weiter zu fragen. Dergleichen Schwärmereien stören ihn nur, wie er sich einbildet, in der Praxis, d. h. in einem weisen Lebensgenusse, und er sucht sie daher sobald als möglich zu verbannen.

So steht die Sache um unsern Glaubensgrund an die Unsterblichkeit. Wo nach reiner Tugend gestrebt wird, da wird nach Tauglichkeit, nach Angemessenheit in einer besseren Welt gestrebt, und diese bessere Welt wird in diesem Streben als etwas, was da kommen soll, nothwendig vorausgesetzt.

Für den Tugendhaften ist sogar schon hienieden eine Art von Anfang dieses bessern Lebens. Sein Herz weiß nichts von dem unablässigen Ringen und Treiben nach so vielen Dingen, welche in den Augen der gewöhnlichen Menschen so großen Werth haben. Jede Freude, die ihm auf dem Wege der Pflichterfüllung zu Theil wird, nimmt er mit Dankbarkeit aus den Händen der Vorsicht an. Frisch und frölich wandelt er in der ihm angewiesenen Laufbahn fort, und der Friede des Gewissens lehrt ihn die Widerwärtigkeiten dieses Lebens mit Standhaftigkeit ertragen. Mit Ruhe und Zuversicht erwartet er den Augenblick, der ihn von den Banden dieses zerbrechlichen Körpers befreien, und ihn in seine wahre Heimath versetzen wird. Das wie? wo? und wenn? kümmert ihn wenig, und er weiß seine Zeit besser zu brauchen, als luftige Hypothesen darüber zu bauen. Aber die Sache selbst ist ihm so gewiß, als er sich seiner selbst bewußt ist.

Wer das Schwärmerei nennt, der weiß gar nicht, wovon hier eigentlich die Rede ist, und hat sich selber noch nicht verstehen gelernt. Man kann

Niemanden widerlegen, der diesen Glauben für Traum erklärt; aber man wird den Grund seines Unglaubens bald entdecken, wenn man ihn dahin bringen kann, daß er sich ehrlich über die lezten Gründe seines sittlichen Verhaltens ausläßt. Es wird sich immer finden, daß er nicht über diese Sinnenwelt hinaus kann, weil er nicht darüber hinaus will. Seine Tugend wird nie etwas anders, als mehr oder weniger verschleierter Eigennutz seyn. Es ist ihm ein schrecklicher Gedanke, die Befriedigung seiner Triebe durch etwas anderes bedingen zu lassen, als durch diese Triebe selbst. Er zittert schon im voraus, daß ihm irgend etwas verboten werden könnte, was er sich doch auf keine Weise nehmen lassen will. Alle seine Ansprüche auf die Annehmlichkeiten des Lebens erst höheren Orts sanktioniren zu lassen, das scheint ihm gar zu hart. Wer weiß, was jener strenge Richter nicht alles verdammen könnte! Es ist besser, gar nicht auf ihn zu hören, wenigstens vor der Hand noch nicht.

Das ist mehr oder weniger die Geschichte aller menschlichen Verderbtheit, und dies ist die einzige

und wahre Quelle aller sogenannten Freigeisterei, aller Verachtung der Religion und alles Zweifelns an Gott und Unsterblichkeit. Von hier aus muß der Glaube begründet werden, und nicht durch theoretische Spekulationen. Die spekulirende Vernunft ist eine gehorsame Dienerin, sie beweist alles, was unser Herz gern bewiesen haben möchte. Es ist hier nicht der Ort, mich weiter über diesen wichtigen Punkt auszulassen; aber ich bin fest überzeugt, daß kein consequenter Atheist oder Materialist aus Gründen der theoretischen Vernunft widerlegt werden kann, und habe darüber Erfahrungen gemacht, die jene Ueberzeugung vollkommen bestätigen. Ihre Schlußfolgen sind eben so bündig, als unsere, und es ist wahre Thorheit und Zeitverlust, sich mit ihnen nach den Gründen der Logik einzulassen. Haben wir die Menschen nicht erst durch den natürlichen Wunsch, sich selber achten zu können, au, das Gewissen, und von da auf das Sittengesetz geführt, und haben wir sie nicht dahin gebracht, sich diesem Gesetze unbedingt zu unterwerfen, so hilft alles Uebrige nichts. Freilich sind nicht alle Eudämonisten Läugner Gottes und der Unsterblichkeit;

 aber

aber Läugner einer moralischen Gottheit und einer übersinnlichen Fortdauer sind sie gewiß, wenn sie consequent räsonniren, was freilich bei Neunzehntheilen auch nicht der Fall ist. In ihrer Lehre von Gott fehlt immer ein Hauptartikel, nemlich die Heiligkeit und Gerechtigkeit, auf welche sie von ihrem Standpunkte aus gar nicht kommen können, und die sie entweder für weise Güte erklären, oder dem Christenthume abborgen, um gegen den Volksglauben nicht zu sehr anzustoßen.

Aus allem diesem werden nun hoffentlich die Leser sehen, worauf sich unsere Behauptung gründet, daß Elisens Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele aus der Mangelhaftigkeit ihrer Tugend, und aus der Unlauterkeit ihrer moralischen Triebfedern abstamme. Ihre Denkungsart in der Moral läuft ohngefähr auf das hinaus, was wir oben unter dem Namen verfeinerte Glückseligkeitslehre kennen lernten. Zwar ist einmal die Rede davon, „stets nach „den Gesetzen des Guten zu handeln, und die „Vernunft als ihre erste Führerin anzuerkennen," und man könnte sich wohl verleiten lassen, hinter

die-

diesen unbestimmten Ausdrücken eine reinmoralische Denkart zu vermuthen; aber die ganze Geschichte ihres Lebens beweist das Gegentheil, und aus den merkwürdigsten Auftritten desselben läßt sich leicht abnehmen, wie manche Ausdrücke zu verstehen sind. Die Vernunft ist nicht die unbedingte Gesetzgeberin im Reiche der Sitten; sondern ihr ist das Geschäft zugetheilt, die Mittel aufzusuchen, durch welche alle anderweitigen Zwecke erreicht werden können. Elisa sieht nicht die Vernunft als ihren selbstgewählten Oberherrn an, dessen Machtspruch man befolgen muß, ohne zu fragen: wozu hilft es? sondern als einen erfahrnen und verständigen Freund, der Mittel und Wege an die Hand zu geben weiß, wie man dasjenige am besten erlangen könne, worauf man in dieser Welt ausgeht; deswegen wird sie auch als die erste Führerin anerkannt. Das Gute ist ihr nicht dasjenige, was in unsern freien Handlungen mit den unbedingten Gesetzen der Vernunft übereinkommt, sondern dasjenige, was die meiste Glückseligkeit in der Welt bewirkt. Hin und wieder ist auch wohl einmal von Vollkommenheit die Rede; aber das Wort steht eben so verloren da,

als in allen eudämonistischen Lehrbüchern der Moral, wo man es so nebenbei mit fortlaufen läßt, ohne es zu erklären, und ohne weiter Gebrauch davon zu machen. Es ist auch völlig überflüssig, wenn die allgemeine Glückseligkeit einmal als der höchste Zweck unsers Daseyns angegeben ist, denn es bedeutet alsdenn das nemliche, oder ist unter ihm begriffen. Diese allgemeine Glückseligkeit aller Lebendigen scheint nun in Elisens Denkart die Hauptrolle zu spielen, und, wenn ich sie recht gefaßt habe, so läßt sie diese Formel gelten:

„Mache dir die Glückseligkeit aller lebendigen „Wesen zum höchsten Zweck, und solltest du, dem „Anscheine nach, aller eigenen darüber verlustig „werden."

Aus diesem Princip weiß ich mir wenigstens ihre Verheirathungsgeschichte und viele andere Auftritte ihres Lebens allein zu erklären, besonders, wenn ich noch etwas Liebe zum Sonderbaren, Außerordentlichen und Ungewöhnlichen dazu denke. Wir haben diese Denkart ausführlich geprüft, und haben gesehen, auf welche Widersprüche sie gegründet

det ist, und wohin sie führt. Eine Tugend, die auf diese Denkart gebauet war, mußte natürlicherweise so unzusammenhängend schwärmerisch und in sich selbst widersprechend ausfallen, als sie wirklich ausgefallen ist; und der beste Beweis ihrer Unstatthaftigkeit liegt darin, daß sie den Glauben an die ewige Fortdauer entbehren konnte, welches bei der wahren Tugend nicht möglich ist.

Ich widerstehe schwer der Versuchung, noch viele Stellen des Buches abzuschreiben, aus welchem ich meine Behauptungen rechtfertigen könnte; aber ich darf die Geduld meiner Leser nicht länger mißbrauchen. Die Quelle alles Verderbens unter den Menschen ist nach ihr nicht der böse Wille, sondern Unwissenheit und Irrthum. Was alle Menschen wollen, die Glückseligkeit, das ist auch wirklich für Alle erreichbar; aber es muß nur darnach angefangen werden. Sie laufen Schattenbildern nach, und verfehlen den rechten Weg. Man muß sie belehren, unterrichten, aufklären: so werden sie mit der Zeit dahin kommen, einzusehn, daß die Glückseligkeit Aller recht gut neben einander bestehen

kann.

kann. Man muß ihnen besonders durch sein eigenes Beispiel zeigen, daß sie nicht in dem Besitze der äußeren Güter, sondern in einem gewissen inneren Bewußtseyn zu finden ist, nemlich in dem Bewußtseyn, für die Glückseligkeit seiner Nebenmenschen Alles aufgeopfert zu haben. Um diesen Angel dreht sich Elisens Tugend, und über den Kreislauf, welchen das Bestreben glücklich zu machen bildet, wagt sie nicht hinauszugehn. Mag also ihre Triebfeder auch noch so uneigennützig scheinen, auf den Lohn, den die Tugend gewähren soll, auf das süße Gefühl, glücklich gemacht zu haben, ist immer mitgerechnet. Und dieses Gefühl, so sehr man es auch sublimiren mag, ist doch nichts anders, als das sinnliche Gefühl der Sympathie, welches niemals lezte Triebfeder unserer Handlungen seyn darf, und auf keinen Fall, wenn der Mensch sich ihm blind überläßt, reine Tugend hervorbringen kann. Elisa handelt daher nie, wie man handeln **soll** (wie es das Sittengesetz verlangt), sondern ihrem eigenen Geständnisse nach, wie man **muß** (wie es der stärkere Naturtrieb verlangt). Freiheit, Unabhängigkeit der Vernunft, Selbstständigkeit und Alles, was die

ach:

ächte Tugend hervorbringt, liegt außer dem Kreise ihres Handels: sie ist der Natur unterthan, und es ist ein Werk des Zufalls, daß gerade der Trieb des Mitgefühls durch ihre Erziehung zu der hohen Stärke gediehen ist, um keinen anderen eigennützigern Naturtrieb neben sich zu dulden. Hätte sie eine schlechtere Erziehung gehabt, so hätten vielleicht andere Triebe die Oberhand erhalten, ohne daß ihre Schuld größer gewesen wäre, denn sie hätte alsdenn immer auch gehandelt, wie man handeln muß.

Da nun Alles, was sie durch ihre Tugend bewirken will, für dieses Leben berechnet ist; da sie nichts Höheres kennt, als Glückseligkeit, und alles Unvergängliche und Ewige vor ihren Blicken verschlossen ist: so wird es begreiflich, warum sie keinen innigen, lebendigen, über alle Zweifel erhabenen Glauben an die Fortdauer nach dem Tode haben konnte. Sie hatte sich ein irdisches Ziel gesetzt: so bald das erreicht war, so war auch der Zweck ihres Daseyns erreicht. Ob es damit ein Ende hatte, oder ob vielleicht in irgend einem anderen Theile des Universums der Kreislauf an der

Hand der Nothwendigkeit noch einmal von Neuem angieng, das schien ihr ziemlich gleichgiltig. Das heiße Sehnen des Herzens nach etwas Vollkommnern, als diese ganze Welt mit allen ihren Schattenbildern gewährt, konnte nicht in ihr aufkommen, da sie nur darauf ausgehen wollte, sich für diese Welt brauchbar zu machen. Die leere Stelle in der Brust jedes wahren Tugendhaften, welche durch kein endliches Gut, und durch alle Glückseligkeit dieses Erdenlebens nicht ausgefüllt wird, konnte nicht den Glauben an die Zukunft in ihr wecken, da sie sich durch etwas befriedigt hielt, was in dem Bezirke dieser Hinfälligkeit gefunden wird. Die feste Zuversicht auf ein Jenseits konnte aus keiner Tugend hervorgehen, welche nur auf alleinige Beförderung des Diesseits berechnet war. Die Aussicht in die Ewigkeit mußte ihr verschlossen bleiben, da sich ihr ganzer Fleiß nur auf den Anbau der Endlichkeit einschränkte. Sie verlangte nach einer Welt voll irdischer Glückseligkeit, und die Seligkeit des Himmels war kein Gegenstand ihres Wunsches. Ihr wurde zu Theil, wonach sie rang, und sie hat nun

ihren

ihren Lohn dahin. Mit dem Stückwerke zufrieden, sehnte sie sich niemals nach dem Vollkommnen, und lernte nie verstehen, was es heißt: Die Welt vergehet mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brakebusch, Johann Georg Ludwig,

Elisa, kein Weib, wie es seyn sollte ein höchstnöthiges Wort zur richtigen Schätzung der Schrift: Elisa, oder das Weib, wie es seyn sollte

Bd.: [1]

Hildesheim 1800

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Yd (b) 4-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11347627-1
VD18 15544966-001